Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — 1934

57. Jahrgang. — Winnipeg, Man., den 7. Februar 1934. — Nummer 6

Unserm König nach!

In unsers Königs Namen
Betreten wir die Bahn.
Wer ist von seinem Samen?
Wer schließ sich freudig an?
Wir zieh'n zum Friedenslande
Ein Leib, ein Herz, ein Geist;
Wohl dem, der alle Bande
Voll Heldenmut zerreißt!

Der Weg ist schmal, doch eben
Und führt zur Seligkeit;
Die Straße dort daneben
Ist zwar bequem und breit;
Doch wer sie geht, muß sterben:
An ihrem Ende droht
Ein ewiges Verderben—
Fluch, Elend, Qual und Tod.

Der große Hirt der Herde
Geht seinem Volk voran;
Sein allmachtswort: Es werde!
Bereitet selbst die Bahn;
Es lähmt erzürnten Feinden
Herz, Zunge, Fuß und Hand,
Knüpft zwischen frommen Freunden
Der Liebe Bruderband.

So wandeln wir entschlossen
Dem Himmelsführer nach,
Und dulden unverdrossen
Und tragen seine Schmach;
Wir fleh'n im finstern Tale:
O Jesu, steh uns bei,
Und mach im Hochzeitssaale
Bald alles, alles neu!

Seht, wie die Krone schimmert,
Die unser Haupt einst schmückt!
Und wird der Leib zertrümmert,
Der Weltenbau zerstückt!
Erlöschen Sonn' und Sterne:
Kein Pilger werde matt!
Dort glänzt uns schon von ferne
Des großen Königs Stadt.

Hinan, hinan, ihr Frommen,
Es koste Schweiß und Blut!
Hinan, hinangeklommen
Mit wahrem Heldenmut!
Bald hebt uns unser Sehnen
Hoch über Tod und Grab;
Bald trocknet unsre Tränen
Die Hand der Liebe ab.

(Eingesandt von A. G. N.)

Einige Ratschläge und Belehrungen

für Mitarbeiter im Reiche Gottes, der Gemeinde Christi.

von † Hermann Neufeld †.

5. **Das Verhältnis der öffentlichen Mitarbeiter des Reiches Gottes** zu der Gemeine und zu einander soll in Liebe, Frieden, Eintracht und Gemeinschaft sein, wie in Phil. 2, 1—4 gesagt ist; das sichert ihnen des Herrn Gegenwart, nach Matth. 18, 19. 20 und die Kraft des Heiligen Geistes in der Arbeit Apg. 4, 29; Eph. 6, 18—20. Denn zu der Arbeit im Reiche Gottes brauchen wir solche Kraft, die der Herr des Reiches Gottes verheißen und gegeben den Gläubigen, nach Apg. 1, 8; 2. Tim. 1, 7. Die Arbeit, die dem Herrn Frucht bringen soll, viel Frucht, muß in Einheit und Liebe geschehen nach Joh. 15, 1—17, sonst wird wenig Erfolg sein. Es ist ein großer Schade, wenn die öffentlichen Mitarbeiter untereinander und mit der Gemeine nicht in Einigkeit des Geistes leben; das bringt ihnen selbst Schaden im geistlichen Leben und in der Arbeit für den Herrn, Schaden für die Gemeine und andre Besucher der Versammlungen und besonders Schaden für den Herrn und Sein Reich. Darum warnt der Herr in der Schrift die Gläubigen so ernst davor: 1. Kor. 1, 10. 11; 3, 2—4; 11, 18; Gal. 5, 15—17. Nicht sind es die Einzelnen in den Gemeinden, im Reiche Gottes auf Erden, gemeint, denn solche gibt es immer, die unzufrieden sind mit der Gemeine und die Schuldigen, u. besonders noch, wenn sie von denselben über ihre Fehler ermahnt werden. In dieser Sache weiß ich von mancher Schuld und manchem Schaden zu sagen. Gott vergebe und helfe um Jesu willen!

Die Zurichtung der Heiligen.

Eph. 4, 12.

(Notwendiger Lehrdienst.)

Wer seinen Blick schärfen läßt im Lichte der Schrift, den muß es traurig stimmen über den mangelhaften Lehrdienst an der Gemeinde, die da ist der Leib Jesu Christi unsers Herrn. Nicht, daß zu wenig geredet, gepredigt und gelehrt wird; im Gegenteil weil man so viele Worte macht, die Hörer mit zu langen Reden ermüdet, sich nicht genug gefallen kann in dem vermeintlich dienlichen Phantasieren und Einteilen — hat man die Vollmacht verloren zu zeugen. Man teilt so lange ein, bis nichts bleibt auszuteilen. Wie sind der Lehrer so wenige, die sich an der gesunden Lehre an dem Wort halten, daß „die Heiligen zugerichtet (genauere Uebers.) tüchtig gemacht werden für das Werk des Dienstes, zur Erbauung des Leibes Christi, bis daß wir alle gelangen zur Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes und zum vollkommenen Manne werden zu dem Maße der vollen Größe (Alter) Christi; auf daß wir nicht mehr **Unmündige** seien. . ." Eph. 4, 12—14.

Es ist die Pflicht eines rechten Lehrers, die Heiligen in den Besitz ihrer Reichtümer in Christus Jesus zu bringen. Er muß den Leib Christi auferbauen. Dies ist etwas völlig anderes, als die Kirchenglieder oder Anhänger einer Richtung unterhalten.

Der Lehrer, der schon die Tatsache anerkennt, daß es einen geistlichen Organismus gibt, zu welchem alle wirklichen Gläubigen gehören, einerlei welcher Richtung, baut den Leib Christi auf; und derjenige Lehrer, der diesen Organismus ignoriert oder ihn durch menschliche Organisation ersetzten will, zerstört den einen Leib. Wer nicht menschliche Vereinigungen baut, aber den Heiligen klarmacht, daß sie zu dem wunderbaren Organismus gehören, von welchem Christus allein das Haupt ist, der ist eine von Gott gegebene Gabe und erfüllt das Werk der Auferstehung des Leibes.

Doch worauf ich eigentlich kommen wollte, ist der Ausdruck „auf daß wir nicht mehr Unmündige seien." Fast überall, so sagt A. Knoch, werden die Heiligen zurückgeführt zur **Kindheit**, anstatt auferbaut hinein in **Christus**. Man bemüht sich, die Heiligen mit den Dingen der Unmündigkeit reichlich zu versehen, während das Hineinführen in die Mündigkeit erste Aufgabe der Lehrer an den Gläubigen ist.

Aus den Briefen des Ap. Pauli ist bei sorgfältigem genauem Untersuchen zu merken, wie die Gemeinde aus der Unmündigkeit in die Mündigkeit geführt wurde. Selbst der Dienst des Apostels war ein stufenweiser. 1.) Die Verkündigung [illegible]sti an die Juden und zwar so, wie er sich als Sohn Gottes schon geoffenbart hatte, Apg. 9, 20. 2.) Die Verkündigung der Rechtfertigung für Juden- und Nationengläubige, Apg. 13, 39; Röm. 1, 4; Gal. 2, 4. 3.) Die Verkündigung der Versöhnung zwischen Gott und Menschheit durch den Sohn seiner Liebe und neue Schöpfung, Röm. 5; 2. Kor. 5. Dann kam die Verkündigung der himmlischen Bestimmung der Glieder Christi und die Einheit mit ihm, geführt von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, Eph. 4, 13.

Je mehr wir die Ueberganszeit in Verbindung mit Pauli früheren Diensten kennen lernen, desto mehr erkennen wir auch die Notwendigkeit, die damals vorlag, durch die verschiedenen Geisteskundgebungen die Heiligen zur Gnade des gegenwärtigen Haushaltes hinüberzutragen. Obgleich wir jetzt durch die früheren Briefe Pauli einen Ueberblick über diese Periode und auch die volle Offenbarung, die sie abschloß haben, so sind sich doch nur wenige wirklich klar darüber. Noch immer herrscht in bezug auf jene Zeit große Unklarheit. Wie schwer war es für diejenigen, die in jener wechselvollen Zeit lebten, mit Gottes Handeln Schritt zu halten. Es gab damals zur Zeit der ersten Dienste Pauli noch kein entgültig formuliertes System der Wahrheit, wie wir es jetzt im Epheserbrief haben. Gott war noch mit Israel beschäftigt. Damals brauchten die Heiligen vorübergehende Hilfe, um sie über jene Uebergangszeit hinüberzubringen. Zu diesen vorübergehenden Hilfsmitteln gehörten verschiedene Gaben und Ausrüstungen [illegible]t, Krankenheilung, Weissagung (Prophezeiung), Zungenreden und Auslegung (Uebersetzung), 1. Kor. 12, 7—10. In die Zeit der Mündigkeit dagegen gehören nach Eph. 4 Apostel, Propheten, (diese ersten waren auch früher) Evangelisten, Hirten und Lehrer. Da unsere Segnungen geistliche sind in den himmlischen Oertern, können wir nicht die physischen Gaben, die auf dem Boden des Reiches liegen und nicht auf dem der Gemeinde (Leib), verlangen. An Stelle von „Heilung" ist uns Gnade für unsere Schwachheit gegeben. Statt Wunderkraft ist uns Schwachheit verheißen, 2. Kor. 12, 9. Zungenreden wird ausdrücklich verneint für die Zeit der Mündigkeit. Geister zu prüfen und dem Leibe zu dienen zur Erbauung vermögen wir durch die uns gegebene vollendete Offenbarung— **Zeugnis der Schrift.**

Im ersten Korintherbriefe sehen wir, daß einige Gaben abgetan, aber nicht verboten werden. Die Gabe der Zungen zusammen mit Auslegung (Uebersetzung) die letzte auf der Liste ist, und sie wird nicht empfohlen. Der Apostel erklärt, daß er lieber fünf Worte mit seinem Verstande reden wollte, um andere zu unterweisen, als zehntausend in Zungen, die sie nicht verstehen würden, 1. Kor. 14, 19. Er zeigt an, daß die Gabe nur eine zeitweilige sei, die aufhören würde, 1. Kor. 13, 8. Sie ist nicht in der letzten Aufzählung Eph. 4, 11 enthalten. Es ist völlig außer Frage, daß sie die geringste und kindlichste aller Gaben ist und am wenigsten geeignet für die Mündigkeit. Diejenigen, die sie jetzt erstreben, kennzeichnen sich selbst als Unmündige, und Kindische, ganz abgesehen davon, daß sie betrogen werden.

So sehen wir, wie es immer schwer gewesen ist, die Heiligen zuzurichten, sie aus dem Anfangsstadium zur geistlichen Reife zu führen, um so das Werk des Dienstes am Leibe zu erfüllen. Leider kommt man in der Arbeit vielfach nicht über das geistliche A.B.C. hinaus. Manche Kinder Gottes erschöpfen ihre Zeit und Kraft in der Pflege und Verteidigung gewisser Formauffassungen, und sehen ihre Aufgabe darin, solche Gläubige, die nicht genau so zugeschnitten sind, immer wieder zurückzuführen zu den Anfangsgründen, abgesehen davon, ob die betreffenden Seelen Mannesalter Christi haben oder nicht. Statt zur Mündigkeit zu führen, wie Paulus nach Kol. 1, 28, jeden Menschen in Christo (nicht Form) vollkommen darzustellen, gefällt man sich im Dienste der Unmündigkeit. Der Herr Jesus sagt, bittet um Arbeiter—, wir haben viel Prediger und Pastoren, doch uns fehlen Arbeiter, Schnitter, die zeitgemäße Arbeit tun nach Eph. 4.

H. H. Enns.

Etwas aus der Geschichte der Taufgesinnten.

Uneinigkeit und Trennungen sind nichts Ungewöhnliches in der Geschichte der christlichen Gemeinde. Diese Erscheinungen traten schon im apostolischen Zeitalter zu tage. Die Ursachen dieser Vorgänge liegen in der Verderbtheit der menschlichen Natur, durch welche der Mensch stets geneigt ist, alle Vorkommnisse des Lebens in der Hauptsache darnach zu werten, wie sie ihm zusprechen oder mißfallen. So waren auch in den ersten Anfängen der Gemeinde Männer aus den Pharisäern, die gläubig geworden, dennoch am Gesetz festhielten und sich außer dem Gesetzesleben keine Seligkeit denken konnten. Allein Paulus u. Barnabas traten ihnen entgegen u. verwiesen sie auf die Seligkeit aus Gnaden. Dieser Streit wurde die Veranlassung zur Apostelversammlung in Jerusalem. Sicher hat der böse Feind alle Kraft ins Feld geführt, um diese wichtige Versammlung irre zu leiten, und die Einleitung schien ihm günstig zu sein, weil der Streit gleich einsetzte (Apg. 15, 7). Aber da tritt Petrus auf, verweist auf die Geschichte der Gemeinde und macht so die jüdische Gemeinde willig, Paulus und Barnabas anzuhören, um ihren Bericht mit der von Petrus erzählten Geschichte der ersten Gemeinde aus den Heiden zu vergleichen. Kein Mißklang konnte entdeckt werden. Darauf belegt und beleuchtet Jakobus diese Geschichte mit dem Wort Gottes, und, als es sich findet, daß die Geschichte und das Wort sich vollkommen decken, ist der Streit geschlichtet, die jüdische Gemeinde gibt ihre Sondererkenntnis in dieser Sache auf und ist bereit, die Gläubigen aus den Heiden Brüder zu nennen, (Apg. 15, 23). Darum kann sie von ihrem Beschluß mit vollem Recht sagen: „Es gefällt dem heiligen Geiste und uns." (Apg. 15, 28).

Wäre jede spätere Kirchenversammlung in demselben Geiste, d. h. im Sinne des heiligen Geistes geführt worden, wie ganz anders hätte sich die Geschichte der Gemeinde Jesu Christi auf Erden gestaltet. Nun aber beanspruchten spätere Versammlungen für sich die Autorität der ersten, ohne sich auf gleicher Grundlage mit ihr zu halten. Somit gewann der Teufel ein weites Feld zur Betätigung, und führte die offizielle Kirche in all die verderblichen Irrtümer, wie sie der katholischen Kirche eigen sind. So wurden z. B. alle Beschlüsse späterer Kirchenversammlungen für Aussprüche des heiligen Geistes gehalten, wiewohl sie oft weder mit dem Wort Gottes, noch mit der Geschichte der Urgemeinde übereinstimmten. Damit ging denn auch nicht nur die Bruderschaft der Glieder, sondern noch vieles mehr verloren. An Stelle der Gemeinde trat die Kirche, d. h. ein Staat, indem die Macht in Händen der Geistlichkeit, die doch zum dienen berufen war, zu stetig wachsendem Mißbrauch gebraucht wurde. Nur zu oft ist diese Macht in der gröblichsten Weise gegen solche angewandt worden, die die Mißbräuche der Kirche rügten und nicht mitmachen wollten. Manch ein so genanntes Ketzergericht ist von der Kirche veranstaltet und Ketzerhinrichtungen bewerkstelligt worden, doch gelang es ihr nie, die letzten Spuren der wirklichen Gemeinde Jesu zu verwischen, immer wieder fanden sich einzelne Männer und ganze Gruppen, welche die evangelischen Wahrheiten erkannten und somit auch in Widerspruch zur Kirche gerieten, bis endlich die Dämme brachen, und das Licht des Evangeliums auch für die Menge wieder freigelegt wurde.

In dem Reformationszeitalter bildeten sich dann wieder verschiedene evangelische Richtungen von denen jede auch mehr oder weniger zu Mißgriffen verleitet wurde. Die Gemeinschaft der Taufgesinnten hat sich auch erst um diese Zeit formiert, wiewohl ihre Anfänge weit älter sind und bis in die Zeit der Waldenser zurückführen. Zu diesem Schlusse führt schon allein der Umstand, daß die ersten Taufgesinntenbewegungen in den Ländern entstanden, wobei sich einst die flüchtigen Waldenser begeben hatten. Das Lesen der alten Waldenserbibel hat in diesen Ortschaften sicher richtunggebend gewirkt, außerdem hat auch das reformatorische Wirken Luthers, Zwinglis u. a. einen starken Einfluß auf die Gemüter ausgeübt. Jedoch galt die Bibel den Taufgesinnten als Richtschnur des Lebens und die Geschichte der Urgemeinde als maßgebend. Bei ihnen war man nur insoweit christlich, als man apostolisch war.

„Auch Luther anerkannte die Autorität der heiligen Schrift. Sie war ihm Stellvertreter Gottes auf Erden, und da, wo es sich um die Beziehungen der einzelnen Seele zu Gott in unendlichem demütigem, zuversichtlichem, trotzigem Vertrauen auf Gottes Gnade in Christo Jesu handelt, da hat er die zartesten und ergreifendsten Worte gefunden, und aus dieser Seelenstellung heraus vermochte er auch die Bibel so zu übersetzen, wie er sie eben übersetzt hat. Aber darüber hinaus fehlte ihm oft der sichere Blick und Griff. In der Gemeindeorganisation hat er sich mehr und mehr, gegen anfänglich bessere Erkenntnisansätze auf unevangelische, hierarchisch - administrative Bahnen schieben lassen. Die Grenzen seines reformatorischen Werkes sind ihm zugleich die Schranken seiner Schrifterkenntnis geworden und umgekehrt. Das Leben und Weben der urchristlichen Gemeinde ist ihm mehr oder weniger verschlossen geblieben. (Men. Lex, B. Unruh).

Anders die Täufer. Wie für den Glauben, so war ihnen die Bibel auch allein Norm und Richtschnur des Lebens. Mit den Waldensern ist ihnen die Hochachtung der Bergpredigt gemein. Die Nachfolge Jesu ist der oberste Grundsatz der täuferischen Ethik. Ihre Gemeindeorganisation entlehnten sie allein dem Urbilde, der apostolischen Gemeinde, sie verwarfen dabei jede Ueberlieferung und begaben sich bewußt in die Lage der Schafe mitten unter Wölfen. Diese Vorgänge sind in der Schweiz mehr oder weniger vollständig in schriftlichen Berichten festgehalten worden. Konrad Grebel, Felix Manz, Simon Stumpf, Georg Blaurock und manche andere, die teils durch Zwinli, teils durch den Geist der Zeit in die heilige Schrift eingeführt worden waren, wurden durch dieselbe von dem Streben nach der Neugestaltung der christlichen Kirche nach apostolischem Muster beseelt. Mit solchem Verlangen gingen diese Männer, von denen manche mit ausgezeichneter Bildung ausgerüstet waren, zum Volk, predigten ihnen, wo immer es zu erlangen war, das Evangelium, erweckten somit die mancherorts schlummernde waldensische Art des Laienpredigertums und suchten die Gläubigen zu einer Gemeinde zu vereinigen.

Grebel, der mit Zwingli gut befreundet war, bemühte sich diesen zu bewegen die Neuordnung der Kirche nach streng apostolischem Muster in die Hand zu nehmen. Jedoch Zwinglis stark politisch beanlagte Natur suchte mehr den Zuspruch der Masse, als die Verwirklichung christlicher Ideale von einem Häuflein Gläubiger, die nach seiner, von politischer Seite richtigen Berechnung, schwerlich dem Ansturm der mächtigen Gegner widerstehen könne. Er hielt an der Idee der Staatskirche fest, und wies die Zumutung, eine streng abgesonderte, vom Staat völlig unabhängige christliche Gemeinde zu gründen, entschieden ab:

„Ihr werdet mich zu solcher Rottung nicht bringen," entgegnete er den Brüdern. Diese schlossen sich nun unabhängig von Zwingli enger zusammen, sie hielten Bibelstunden ab und versammelten sich im Hause der Mutter von Felix Manz. Eine Kluft hatte sich zwischen Zwingli und den Brüdern gebildet, die sich ständig weiterte. Dazu trugen die von Zeit zu Zeit abgehalteten Religionsgespräche, auf denen über die Messe, Taufe, Bann und andere Fragen disputiert wurde, wesentlich bei, und während Zwingli die Entscheidung in Religionsfragen dem Staat anheimstellte, gründeten die Brüder eine vom Staat völlig unabhängige Gemeinde, indem sie anfangs 1525 die erste Taufe an Erwachsene vollzogen und das Abendmahl feierten. Damit war der Bruch endgültig besiegelt, und die Verfolgungen setzten ein. Felix Manz wurde ertränkt, andere unter ihnen auch Konrad Grebel wurden zu verschiedenen Malen in den Turm gelegt. Bald wurde die Verfolgung systematischer betrieben, viele Taufgesinnte wurden aus der Schweiz vertrieben, viele ertränkt und enthauptet. Grebel entging diesem grausamen Schicksal, weil er schon im Sommer 1526 an der Pest erkrankte und starb. Durch die strengen Maßregeln der Regierungen wurde das Täufertum in der Schweiz zwar nicht ausgerottet, jedoch erheblich geschwächt. Die Flüchtlinge aus der Schweiz wanderten in Scharen nach Mähren, manche auch nach Süd-Deutschland, Frankreich und Holland. Mähren war durch Jahrzehnte hindurch für die Täufer eine rechte Zufluchtsstätte. In Scharen zogen sie dorthin und fanden bei dem dortigen Adel Siedlungsplätze. Von hier aus betrieben sie in Oesterreich, Deutschland und der Schweiz eine erfolgreiche Missionstätigkeit. Immer neue Diener des Worts wurden von ihnen in diese Lande geschickt. Der Segen der Gemeinde begleitete diese Arbeiter, v. denen viele nicht mehr zurückkamen, sondern von ihren Gegnern gefangen genommen, eines qualvollen Todes gestorben sind. Manche aber kamen zurück und brachten Scharen Gesinnungsgenossen mit.

Wann und wie sich die ersten Täufer in Holland gefunden haben, ist bisher wohl noch nicht klargestellt worden, daß das Täufertum aber unabhängig von der Schweizerbewegung ins Leben gerufen ist, ist bisher geschichtlich nachgewiesen. Sie waren anfänglich im Lande zerstreut und sind erst durch Menno Simons in geschlossene Gemeinden verbunden. Diese Arbeit begann Menno seit 1537, nachdem er von Obbe Philips zum Bischof der Taufgesinnten in Groningen geweiht war. Rastlos war Menno in dieser Arbeit unter Verfolgungen und Entbehrungen tätig. Dabei ist er durch die verschiedensten Gegenden Hollands und Nord-Deutschlands gekommen. Auch in Holland und Nord-Deutschland suchten die Täufer, eine Gemeinde nach apostolischem Muster zu gründen und zu erhalten. Während nun die Täufer im Süden sich durch Flucht zu retten und durch Gründung von gemeinsamen Haushalten zu erhalten suchten, waren sie im Norden darauf bedacht, durch Ausscheidung von unlauteren Elementen die Gemeinde rein zu erhalten. Nicht daß man im Norden nicht auch geflüchtet wäre, oder daß man im Süden den Bann nicht angewandt hätte, oder durchweg Gütergemeinschaft eingeführt hätte, jedoch ist die Bannfrage im Norden bis zur Spitze getrieben worden, im Süden, in Mähren aber ist man zur Gütergemeinschaft gekommen.

Die Bruderschaft in Mähren hat sich dort durch Jahrzehnte in geistiger und wirtschaftlicher Hinsicht blühend entfaltet. Nachdem aber diese Gemeinde, die noch heute unter dem Namen Hutterer bekannt sind, ihren Missionseifer verloren hatte, und zudem noch in Verfolgungen und Kriegsnöten kam, ist sie nur als ein Stückwerk erhalten geblieben, und sucht sich selbst genug zu sein.

Unter Mennos Zustimmung ist in

den holländischen Gemeinden die Bannfrage so hart durchgeführt worden, daß der gebannte Mann oder die gebannte Frau in etlichen Fällen der zur Gemeinde gehörigen Ehehälfte gewaltsam und fürs ganze Leben beraubt worden sind. Menno hat später unter den Folgen solchen Tuns schwer gelitten, und es ist behauptet worden, daß er vor Gram über die mancherlei Streitigkeiten und Ausschreitungen, die in Verbindung mit der Bannfrage entstanden sind, gestorben sei.

Das Werk aber, an dem er gearbeitet hat, ist nicht gestorben. Die unter seinem Namen bekannten Taufgesinnten Gemeinden sind wohl in viel Streit und Zank geraten, untergegangen aber sind sie nicht. Sind auch manche von den einst durch die Mennoniten angenommenen und vertretenen Prinzipien diesen Gemeinden abhanden gekommen, noch ist in ihnen Leben aus Gott. Will es aber so scheinen, als hätte der böse Feind auch in dieser ältesten evangelischen Bewegung das Feld behalten, so liegt es an uns, die alten apostolischen Grundsätze zu verwirklichen.

J. B. Wiens.

Zur Beachtung.

Im Auftrage des Programmkomitees der Mennoniten in Canada ersuche ich die Vorstände der Konferenzgemeinden, Fragen und Themata einzusenden, von denen sie wünschen, daß sie auf der bevorstehenden Konferenz verhandelt werden. Wir glauben, daß die Konferenz den größten Segen bringt, wenn sie grade die Probleme beleuchtet, die die Gemeinden bewegen. Darum bitte, schickt doch entsprechende Themata und Fragen an mich ein, aber nicht später als bis zum 15. März. Wir werden dann versuchen, sie ins Programm aufzunehmen. Meine Adresse ist:

J. J. Klassen.

Dundurn, Sask..

Mission

Pniel Mission, Bololo, s/Sankuru, via Port Francqui. Congo Belgue.
den 30. November 1933.

Lange haben wir dieses Mal warten lassen auf eine Nachricht von hier. Wir möchten am liebsten immer erst abwarten, wenn der vorher eingesandte Bericht erschienen ist, aber dieses mal können wirs nicht tun, wenn wir den lieben Freunden unsrer Mission noch vor Neujahr von uns wissen lassen wollen.

Wenn diese Zeilen Euch in die Hände kommen, werden wir wohl ganz an der Grenze des neuen Jahres, oder sie sogar schon überschritten haben. Das letzte Jahr war für uns von großer Wichtigkeit und voll der verschiedensten Erlebnisse. Seit Neujahr 1933 ist fast kein Tag ohne besondere Ereignisse für uns abgelaufen. Schauen wir zurück, dann sehen wir die Spuren unsres Gottes so klar auf unserem Pfade. Oft bereut man am Schlusse einer Laufbahn, so oder so verfehlt zu haben. In den Hauptzügen unsres Weges, im vergangenen Jahre, dürfen wir nicht leid tragen, sondern dankbaren Herzens zu Dem aufschauen, der uns zuerst gebot zu gehen, dann auch alles darreichte um gehen zu können. Wir sind doch glücklich, daß wir nicht ohne Führer sein dürfen! Auch im Ausbauen unsrer „Pniel Mission" hat der Herr uns nicht allein gelassen. So knapp wie wir auch oft an Mitteln waren, aber im Herrn ergeben, hatten wir gerade genug. Sollte es auch schon nur so bleiben, dann sind wir im nächsten Jahr gut ab.

Als wir vor einem halben Jahr hier mit unsern Kindern ankamen, sah uns die Zukunft etwas dunkel. Dunkel war es aber nur bei uns, beim Herrn war und ist immer eitel Licht. Bald ließ der Herr es uns auch Licht werden und wir konnten besser sehen. Was?

Daß der Herr hier ein Volk in diesem Stamme hat, daß ihm noch einmal dienen wird, denn der Feind ist keck auf dem Plan. Die Zahl der Widersacher scheint auch an Macht zuzunehmen. Sobald man merkt, daß wir mit unsern christlichen Grundsätzen die heidnischen umstoßen wollen, dann hebt die alte Schlange ihren Kopf um sich die Beute zu schützen.

Unsre Hausjungen fangen immer mehr an einzusehen, was wir wollen und vergleichen das mit dem Heidentum in seinen Abscheulichkeiten. Sie machen nicht mehr so mit bei den Tänzen und das bringt ihnen schon viel Spott ein. Wie wird es ihnen ergehen, wenn sie ganz brechen werden mit den Götzendiensten? Wir ahnen schon etwas davon, das soll uns aber nicht bange machen, denn der mit uns ist, ist stärker als der mit jenen ist. Ginge alles glatt und streckte man in Wirklichkeit die Hände nach dem Kreuz, wie es oft auf Bildern von den Heiden gezeigt wird, dann müßte uns bange werden. Wir wollen lieber offenen Widerstand, als passive Gleichgültigkeit.

Der Herr rüstete uns aus für den schweren Anfang und wird uns seine Waffenrüstung für den geistlichen Kampf auch darreichen.

Im letzten Monat hat sich das Gesicht unsrer „Pniel Mission" bedeutend verändert. Der Staat hat uns d. Flecken Land zugemessen, um den wir fragten. Dann sind zwei neue Häuser 20 x 10 Meter für Hospital und 16 x 10½ Meter für Schwesternheim entstanden. Das hat viel Zeit und Geduld gekostet, aber sie stehen schon da und werden, wenn diese Zeilen gelesen werden, schon benutzt werden. Auch ein Hühner- und Ziegenstall haben wir aufkleben lassen, was uns auch sehr wertvoll ist für die kleine Wirtschaft, die wir noch nebenbei betreiben. Wir wohnen noch in dem abgeschlagenen Teil des Schul und Kirchenhauses und wollen uns einstweilen auch mit dieser Wohnung zufrieden geben.

Die Schülerzahl ist bis an die 40 hinangewachsen. Alles frei herzugekommene Schüler. Die gezwungenen gehen doch wieder bald ab, so daß wir uns für das Gewaltprinzip nicht begeistern können. Manche schönen Geschichten und Lieder sind den nackten Helden schon eingeprägt worden. Oft in den Abendstunden sallen jetzt zur Abwechslung von Heidenlärm Jesuslieder zu uns herüber. Die Schularbeit ist viel in letzter Zeit von uns besprochen worden und soll noch mehr das Interesse bei uns finden.

Mancher Kranke, Verwundete durch wilde Tiere oder Messer, oder durch Feuer, durfte bei der „Pniel" Mission schon Hilfe finden. Diesen Zweig wollen wir auch besonders ausbauen, weil die Regierung uns mit Medizin und Hospitalmöbel unterstützen will. Es scheint die Krankenarbeit jetzt der nächste Weg zu den Herzen des Volkes zu sein. Sie gehört ja auch zum Evangelium. Und weil diese Armen am ersten den Teil des Evangeliums aufnehmen den sie verstehen und so nötig brauchen, wollen wir's ihnen auch geben. Den Hauptzweck kann man dann viel eher an solchen erreichen, denen man zuerst die körperlichen Leiden linderte.

Wir grüßen Euch alle aus dem fernen dunklen Teil Afrikas mit Psl. 145 und wünschen allen fröhliche Weihnachten und ein gesegnetes Neujahr!

Eure Freunde und Geschwister
H. u. A. Bartsch.

Bücherbesprechung

Siegeslieder

mit Noten, in Leinwand gebunden @ 3 Franken, sind vorrätig in der **Christlichen Schriftenniederlage von Joh. Kipfer, Kehr, Langnau, Schweiz.**

Schneider, Karl: Reines Deutsch. Weisen und Wege zur Reinigung und Ausgestaltung der deutschen Sprache. Leipzig: Rohmkopf. 168 S. in Lw. R.M. 5.—

Dieses Buch beweist nicht, daß man Fremdwörter ausmerzen soll, sondern beweist, wie man sie ersetzen kann, und zwar geht der Verfasser nicht von einzelnen Wörtern aus, sondern von den Wortbildungssilben. Z. B. lassen sich durch eine folgerichtige Anwendung der Silben. -sam, -haft usw. gleich Dutzende von Fremdwörtern auf einmal ersetzen. Der besondere Vorzug, wenn auch zugleich eine gewisse Einseitigkeit des Werkes liegt in seiner sprachwissenschaftlichen Grundlegungen. (Deutsches Ausland-Institut Stuttgart.)

Bücher von *D. Ludwig Schneller* sämtlich schön gebunden.

Kennst du das Land? Bilder aus dem gelobten Lande zur Erklärung der Heiligen Schrift. 455 Seiten. Ganzleinen geb. $2.20.

Evangelienfahrten. Bilder aus dem Leben Jesu in der Beleuchtung des Heiligen Landes. 364 Seiten mit Abbildungen. Ganzleinen gebunden $1.95.

Passionsbuch. Geschichte des Leidens und Sterbens Jesu (II. Teil der „Evangelienfahrten"). 168 Seiten mit Abbildungen. Gebunden $0.85.

Postfrei!! wird jedes Buch an jeden Besteller geliefert, der die beigesetzten Preise durch Money Order oder durch Draft auf New York, Chicago oder St. Louis einsendet an die Verlagsbuchhandlung **H. G. Wallmann, Seeburgstraße 100, Leipzig, Germany.**

Der Reinertrag aus diesen Werken kommt ungekürzt dem Syrischen Waisenhause zugute.

Umschau

Adressenveränderung

Früher: Harlem, Mont., R. R. 1; Jetzt: West Stayton, Oregon. Box 15. D. H. Balzer.

Bekanntmachung.

Wir machen hiermit bekannt, daß am Freitag, den 16. Februar d. J. eine allgemeine außerordentliche Versammlung der Mitglieder des Menn. Krankenhausvereins Concordia stattfindet. Die Sitzung beginnt um 1 Uhr nachmittags und wird in der Kirche der Schönwieser Gemeinde zu Winnipeg, 394 Alexander Ave., abgehalten. Um vollzähliges Erscheinen der Mitglieder wird gebeten. Gäste sind willkommen.

Die in Aussicht genommene Tagesordnung ist wie folgt:

1. Einleitung.
2. Eröffnung.
3. Bericht der Verwaltung.
4. Ankauf des Sanatoriums in Elmwood.
5. Aenderung des Statutes.
6. Laufende Fragen.

Die Verwaltung.

Winnipeg, den 5. Februar 1934.

Noch weitere folgen dem Beispiele der Gruppe Headingly.

Folgende Zeichnungen auf den Baufond des Menn. Krankenhausvereins sind von Concordiafreunden bei uns eingegangen: — Von 9 Personen in Winnipeg $34.00; vom Frauenverein der Menn. Brüdergemeinde zu Winnipeg $10.00; von einer Person in Morden $5.00; von 3 Personen in Gretna $20.00. Die gezeichnete Totalsumme beträgt bis jetzt $289.00.

Allen Spendern hiermit ein „Vergelt's Gott". Wer folgt noch?

Die Verwaltung.

Deutsches Radioprogramm über ganz Canada.

Wie uns mitgeteilt wird, wird am Freitag, 9. Februar, abends 7 Uhr („Mountain Standard Time") von CKCK in Regina aus deutsches Rundfunkprogramm gegeben, das über alle Sender Canadas verbreitet werden soll. Für das 15 Minuten dauernde Programm sind zwei deutsche Lieder vorgesehen, gesungen von Jack Dale, sowie Darbietungen des Willson-Orchesters (deutsche Kompositionen). — Es wird darum gebeten, daß alle jene, welche dem Programm lauschen, durch Briefe oder Telegramme an Radiostation CKCK in Regina oder an die Canadian Radio Commission in Ottawa ihren Beifall zum Ausdruck bringen, damit auf diese Weise die Gewährung weiterer deutschen Programme gefördert wird.

Windsor, Ont.
den 30. Januar 1934.

Ihr Lappländer habt dort doch einen recht starken Blasebalg aufgestellt, denn gestern landete der erste Hauch aus ihm hier mit 11 Grad Reaumur, und das wird uns Südländern schon recht ungemütlich, haltet damit ein!

Besten Gruß,
W. C. Hübert.

Korrespondenzen

Kurzfristiger Predigerkursus
in der Kirche der Mennonitengemeinde zu Winnipeg vom 19. bis zum 24. Febrauar d. Jahres.

Programm

An den Vormittagen dieser Tage von ½10 Uhr — Vorbereitung und Durchsprache von Predigten. Von 11 Uhr bis 12 Uhr — Gemeinsame Betrachtung des 1. Timotheusbriefes.

An den Nachmittagen von 2 Uhr bis 4 Uhr je 2 Vorträge über folgende Themen:

a.) Zeugen der Gegenwart von Aelt. J. P. Klassen.
b.) Gefährliche Sekten der Gegenwart von Aelt. B. Ewert.
c.) Die paulinischen Briefe von Pr. D. Löwen.
d.) Die Reformation von Pr. H. Enns.

An den Abenden von 8 Uhr Ansprachen von je 2 anwesenden Brüdern vor der Gemeinde.

Wir hoffen, daß dieser Kursus anregend und die engere Gemeinschaft von Segen sein wird und laden darum Predigerbrüder und andere, die für den Herrn wirken wollen, freundlichst ein zu kommen.

„The Pilgrim Church," „die Kirche der Pilgrime",

ein wertvolles Buch in englischer Sprache, 406 Seiten stark von E. H. Broadbent, erschienen im Jahre 1931 bei Pickering & Inglis 14 Paternoster Row, London, E. C. 4. Preis des Buches ungefähr $2.50. E. H. Broadbent, der Verfasser, welcher nach Dr. Bädekers Tode, Rußland bereiste und daselbst die gläubigen Kreise besuchte, weist in diesem Buche nach, daß allezeit, seit die christliche Kirche zur Staatskirche wurde, es kleinere oder größere Kreise von Christen neben der Staatskirche gab, welche sich bemühten, treu nach dem Wort Gottes ihrer Ueberzeugung zu leben, was vielfach zur Folge hatte, daß sie oft grausam verfolgt wurden. Für uns Mennoniten ist dieses Buch **„The Pilgrim Church"** noch deshalb von besonderer Bedeutung, daß E. H. Broadbent auf etwa 24 Seiten auch Menno Simons und der Mennoniten gedenkt, die er auf seinen Reisen in Rußland gut kennen lernte.

Wer sich für Kirchengeschichte interessiert, oder wer Kirchengeschichte unterrichtet, dem kann dieses Buch wertvolle Dienste leisten.

Hermann Fast,
Perdue, Sask.

Bericht

von C. F. Klassen auf der P. B. B. von Ontario, in Waterloo, am 25 u. 26 November 1933.

Es ist nicht von ungefähr, daß wir auch in dieser wirtschaftlich so schweren Zeit unsere Versammlungen abhalten können, und es sollte uns gewiß dankbar stimmen, daß unsere Versammlungen unsere gemeinsame Pflicht immer noch ernst nehmen) sich immer noch verantwortlich wissen für unsere Sache. Es sind aber immer noch zuhause, in den Distrikten, solche Mitimmigranten, die da meinen, irgend jemand sonst wird unsere Sache durch diese schwere Zeit bringen, es wird auch ohne ihr Dazutun irgendwie werden. Das ist eine gefährliche Stellung und es ist Aufgabe unserer Versammlungen dagegen anzukämpfen.

Die Inflation in den verschiedenen Ländern gehen uns sicher etwas an: wir gewinnen oder verlieren, je nach der Valuta, mit der wir es zu tun haben. Es ist aber eine andere Inflation, die uns ohne Frage nachdenklich stimmen sollte, die Inflation unseres mennonitischen Wortes. Unser Ja wiegt heute nicht mehr soviel, wie früher. Dieses ist eine traurige Erscheinung, d. nicht nur eine Folge der anhaltenden Depression ist. Wir sollten dagegen ankämpfen und uns nicht von kleinen Schwierigkeiten entmutigen lassen.

Von großer Bedeutung sind unsere P. B. B. Die Fragen, die dort zur Verhandlung kommen, sind immer von Bedeutung. Es ist keine leere Form, daß z.B. die Reiseschuld immer wieder ihren Platz im Programm findet und eine entsprechende Resolution auslöst. Damit ist aber noch nur wenig erreicht. Wenn nicht jeder von uns nachher, in seinem Distrikt alles dransetzen wird, die Beschlüsse zu verwirklichen, so werden wir in unserer Arbeit schwer vorwärts kommen.

Wieviel haben unsere Immigranten in den verflossenen 10½ Monaten des laufenden Jahres an die Board gezahlt?

Reiseschuld (a), Boardsteuer (b), Total (c). Ontario: (a): $3,017.39; (b): 165. 60; (c): 3,182.99; Manitoba: (a): $8,266.34; (b): 689.57; (c): 8,955.91; Saskatchewan: (a): $3,490.07; (b): 389.57; (c): 3,879.72; Alberta: (a): $4,872.06; (b): 527.90; (c): 5,399.96; Br. Col. (a): $991.88; (b): 130.50; (c): 1,122.38. Total: (a): $20,637.74; (b): $1,903.22; (c): $22,540.96.

Was in diesem Jahr gezahlt wurde kam nicht vom Ueberschuß. Man war in den betreffenden Familien aufrichtig genug auch von den kleinen Einnahmen etwas loszureißen und zu schicken. Sehr viele, die Reiseschuld zahlten, schickten auch noch Hilfe nach Rußland. Ist das nicht ein Beweis dafür, daß auf treue Pflichterfüllung Segen ruht?

Wir stoßen in unserer Arbeit immer noch auf Fälle, wo man uns sagt: „Viel zahlen kann ich nicht und kleine Summen zu schicken lohnt sich nicht." Man vergißt, oder denkt nicht daran, daß 1000 eingezahlte Fünfer für die Board 5,000 Dollar bedeuten — 1000 Zehner 10,000 Dollar.

Erfreulich ist, daß wir in Ontario viel mehr ganz bezahlte Rechnungen haben, als in den andern Provinzen. Viele standen sehr treu zu den einmal übernommenen Verpflichtungen und haben damit unsere allgemeine Sache sehr gefördert. Es sind aber auch hier noch Schuldner, die so lange nicht die geringste Anstrengung gemacht haben etwas zu zahlen, denen diese Ehrenschuld Nebensache ist.

In den letzten 2 Jahren hat die Board große Anstrengungen gemacht die Reiseschuld der einzelnen Familien damit etwas sicher zu stellen, daß sie ergänzende Unterschriften der erwachsenden Familienglieder einholte. Dieses hat in vielen Familien eine ernstere Stellung zur Schuld ausgelöst und zu Zahlungen angespornt. Die Board ist aber in ihren Bemühungen, die Schuld sicher zu stellen und gleichzeitig die materielle Lage unserer Leute zu stärken, noch weiter gegangen und hat ein vielversprechendes Abkommen mit der Mutual Life Assurance Co. of Canada getroffen, darauf College Sawatzky in seinem Vortrag näher eingehen wird.

Noch ein paar Worte zur Boardsteuer, oder Dreidollarsteuer. Wir sprechen auf all unseren Versammungen davon, muntern uns immer wieder auf, sie zu zahlen, und doch sind die Resultate nur schwach. Wollen wir denn es wirklich zulassen, daß die Existenz der Board in Frage gestellt werde?

Wie kam diese Steuer in den verflossenen Jahren?

	1931	1932	1933 (1933—1. Jan.—15. Nov.)
Ont.—	1,030.83	215.—	165.60
Man.—	1,720.75	946.35	689.57
Sask.—	624.50	880.55	389.65
Alta.—	579.97	1,006.36	527.90
Br.Col.—	72.—	240.48	130.50
U.S.A.—	5.—	——	——
	$4,033.05	3,288.74	1,903.22

Da muß Wandel geschaffen werden, denn so ist die Lage unhaltbar.

Wollen uns nicht von der Größe der Reiseschuld einschüchtern lassen, sondern ehrlich unsere Pflicht tun in dem Bewußtsein, daß es den Aufrichtigen schließlich doch gelingen wird, sich dieser Ehrenschuld zu erledigen.

Weihnachten in der jüdischen Mission in Winnipeg.

Am 29. Dezember 1933 feierte die jüdische Mission für den Westen Canadas ihren Weihnachtsabend. Ungefähr 135 jüdische Kinder hatten sich versammelt, um das Fest aller Feste zu feiern. Die meisten Gäste hatten sich schon frühzeitig eingefunden. Es war auffallend, wie geregelt alles vor sich ging.

Das Programm begann mit dem Liede: „Praise Him from whom all blessing comes" und Gebet von Rev. J. M. Niven. Dann wechselten Gedichte mit Gesängen ab. Besonders zu erwähnen ist der schöne Gesang der Kinder. Es ist eine Lust, die Kinder singen zu hören. Unter den Gästen waren mehrere Professoren aus der Stadt, die sich in ganz besonderer Weise für die Mission interessieren, zugegen. Prof. Allan von der Manitoba Universität hielt eine Rede an die Kinder über den Bau des menschlichen Körpers und über seine Richtigkeit, die von den Kindern sehr aufgenommen wurde. Auch Rev. Salter, Sekretär der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft sprach zu den Kindern über das Licht und wie Gott uns in die Welt als Lichter hingestellt hat.

Es ist auffallend, wie die Juden ihre Kinder in die christliche Sonntagsschule gehen lassen, wo sie mit der Lehre von Jesus, dem Messias, bekannt gemacht werden. Das war nicht immer so und ist auch ein Zeichen der Zeit. Mit Lust und Freude lernen und singen die Kinder die Lieder von Jesus, dem Heiland der Welt, und das mit Wissen und Erlaubnis ihrer Eltern. Sicher singen sie die auch oft im Hause. Und das sollte ohne Frucht bleiben? Sicherlich nicht! Der Herr der Ernte wird dem ausgestreuten Samen schon Gedeihen geben.

Am Schlusse des Programms wurden den Kindern noch Geschenke ausgeteilt, und somit schloß der Weihnachtsabend für dieses Jahr.

Die jüdische Mission für den Westen Canadas hat bisher unter großem Segen arbeiten dürfen, doch ist es auch für sie in dieser Zeit der Depression sehr schwer, sich über Wasser zu halten. Sollte unter den Lesern irgend jemand die Aufgabe fühlen, sein Scherflein für diese Arbeit einzuschicken, so wird dasselbe mit großem Dank angenommen werden. Die Adresse ist: Jewisch Mission for Western Canada, 158 Aikins St., Winnipeg, Man.

Eine, die dabei war.

Da ich, so Gott will, nächsten Montag, am 5. Fabruar nach Manitoba verreise, möchte ich allen denen, die mir zu schreiben haben werden, in Nachstehendem bekannt geben, wo und wann mich Breife erreichen können.

Ich werde zu arbeiten haben:

Vom 7—10. Febrauar — in **Brandon,** man schreibe c-o Mr. Jac. Daniels,
Vom 11—17. Febrauar — in **Whitewater,** man schreibe c-o Rev. F. F. Enns,
Vom 17—20. Febrauar — in **Lena,** man schreibe c-o Rev. H. H. Sawatzky, Box 1.
Vom 20—26. Febrauar — in **Mather** und **Crystal City,** man schreibe c-o Rev. W. J. Peters, Mather, Manitoba.
Vom 26. Feb. — 2. März — in **Manitou,** man schreibe c-o Mr. J. P. Ewert, Box 71.
Vom 3—12. März — in **Reinland,** man schreibe c-o Rev. J. P. Bückert, (Schönwiese) p.o. Reinland.
Vom 13—20. März — in **Grüntal,** man schreibe c-o Rev. Joh. J. Enns.

Jacob H. Janzen,
Waterloo, Ontario.

Gesangbuchfrage.
„Prüfet aber alles und das Gute behaltet."

(1. Thess. 5, 21.)

Im „Christlichen Bundesboten" vom 26. September 1933 Nr. 38 lesen wir auf Seite 580 (4) unter Beschluß 64 wie folgt:

„Beschlossen, daß, sobald als es ratsam erscheint, die Behörde für Publikation ein Komitee, bestehend aus Gliedern von den Vereinigten Staaten und aus Canada, ernenne, zwecks Revidierung des „Gesangbuch mit Noten", um es für alle deutschen (es soll wohl heißen „alle mennonitischen") **Gemeinden annehmbar zu machen."**

Unwillkürlich wirft sich beim Lesen dieser Zeilen die Frage auf: ist eine Zusammenstellung und Herausgabe eines allgemeinen oder gemeinschaftlichen Gesangbuches zum gottesdienstlichen und häuslichen Gebrauch in Mennoniten-Gemeinden durchführbar? Die Antwort hierauf dürfte kurz und einfach lauten: wo der Geist ein und desselben Gottes wirket und leitet, da sind Einheit und Eintracht in den Gemeinden zu Hause und zeitigen liebliche, unserem Gott wohlgefällige Früchte.

Schon bedeutend schwieriger zu beantworten und zu lösen ist die Frage des Ausschaltens, Aufnehmens, der Abkürzung der Lieder und der Melodienwahl.

Die Bibel ist das einzige Buch unter uns Menschen, dem gegenüber solches Schalten und Walten von Gott aus verboten ist (5. Mose 4, 2; 12, 32; Off. 22, 19). Daher hat die ganze Christenheit nur eine, d.h. dem Inhalte nach ein und dieselbe Bibel; aber eine unzählige Menge grundverschiedener Gesangbücher. Und doch! ein Gedanke geht auch durch alle diese Bekenntnisse in Liedern: Jesus Christus alles in allem. Könnte man also nicht dieses „alles" prüfen, sichten und das Gute, wie unser Wahlspruch empfiehlt, behalten und wo notwendig und angebracht, abkürzen?

Gegen das Abkürzen der Lieder hat man schon im „Boten" einmal etwas gelesen; auch hat man mir (als Vorsänger) diesbezüglich schon Bemerkungen gemacht. Wer aber würde, frage ich, bis Ende mitsingen, nicht einschlafen oder des Liedes nicht überdrüssig werden wollen, wenn z. B. folgende drei Lieder bei einem Gottesdienste durchgesungen werden sollten:

„Ich singe dir mit Herz und Mund" 18 Strophen!

„Sollt' ich meinem Gott nicht singen" 12 Str.!

„Geht nun hin, ihr gläubigen Gedanken" 12 Str.!

Und wenn das Singen der 12 Strophen dieses letzten Liedes, wo es heißt:

„Doch nur Geduld, es kommt die Stunde,
Da mein durch dich erlöster Geist
Im höhern Chor mit frohem Munde" usw.

nun noch Jemanden so begeistert, daß er noch als eine „Extranummer" das 8 (!) Strophen aufweisende „Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren. . ." anstimmen läßt: würde da des Guten nicht doch zu viel werden? Wenn aber ein Lied ins Gesangbuch aufgenommen ist, so muß es nicht als Zierat dastehen, sondern als ein Juwel, das man nicht nur teilweise oder auszugsweise, sondern ganz durchzusingen hat. Man kann dieses aber „mit Herz und Mund" nur dann tun, wenn das Lied nicht zu lang angelegt ist. Daniel Schönemann (1692—1737), Pfarrer in Potsdamm, hat z. B. ein Passionslied von 724 Strophen gedichtet, dessen Gehalt aber durchaus nicht im Verhältnis steht zu seinem Umfang. Heißt es doch in einem Liede (114 Rußl. Gsb.): „Singe, frei von Wortgepränge, deine heiligsten Gesänge."

Viele, um nicht zu sagen, alle Lieder vermag man zweckmäßig abzukürzen, ohne in dem Gedankengange des Liedes eine störende, den Sinn zerstümmelnde Lücke entstehen zu lassen. Es sei erlaubt, dieses hier uns an drei Beispielen zu beweisen:

1. Das zuerst in Joh. Crügers „Praxis pietatis melica" Ed. V. Berlin 1653 aufgenommene Lied von Paul Gerhardt „Warum sollt' ich mich denn grämen" hat 12 Strophen; das „Gesangbuch mit Noten" hat davon nur 6 Str. aufgenommen.

2. Das zuerst in des Verfassers Werk „Teutsche Poemata" Lübeck 1642 erschienene Lied von Paul Fleming (mit einem „m") „In allen meinen Taten" hat 15 Str.; das „Gsb. mit Noten" läßt die Gemeinden nur 6 davon singen.

3. Das zuerst im III. Anhang zum Herrnhuter Gesangbuch 1737 erschienene „O daß ich der Sünde sterben" von Martin Dober hat 8 Str.; das Gesangbuch der Mennoniten-Gemeinden Rußlands hat davon nur 3 Str. aufgenommen.

Solche und mitunter noch stärkere Abkürzungen sind erwünscht, angebracht und machen das Durchsingen der Lieder möglich und erträglich (bei uns werden jetzt durchschnittlich nur 3 Str. von einem Liede gesungen). Die Verkürzungen schaffen auch den erforderlichen Raum zur Aufnahme anderweitiger guter Lieder. Diese Aufnahme aber ist notwendig und zeitgemäß. Wie oft erklingt der Wortlaut eines vorgesagten Liedes, das in dem Gesangbuche der betreffenden Gemeinde nicht enthalten ist! Ein schlagender Beweis dafür, daß das Gesangbuch nicht mehr ganz den Anforderungen und Bedürfnissen unserer Zeit gerecht werden kann, und die Aufnahme weiterer Lieder geboten ist. Diese aber muß noch die Ausschaltung weniger gesungener und weniger beliebter Lieder nach sich ziehen.

Eine der selbstverständlichsten Forderungen, die an jedes Lied gestellt werden muß, ist die: Text und Weise müssen in einem fühlbaren, lebendigen inneren Zusammenhang miteinander stehen, müssen zu einer künstlerischen Einheit verschmolzen und verwachsen sein. Man darf diese Forderung nicht überspannen, darf sie aber umgekehrt auch nicht derart herabsetzen und die echten Kunstziele so sehr aus dem Auge verlieren, daß wir gegen die einfachsten Regeln der Liedkunst verstoßen. Wo die Verbindung einer Weise mit mehreren Texten unvermeidlich ist, sind um der inneren Wahrhaftigkeit willen nur solche Texte einer Weise unterzulegen, die denselben Stimmungsgehalt und dieselbe innere Lebens- und Leitlinie wie die Weisen haben; nie aber sei gleiches Silbenmaß zur Richtschnur genommen.

Das „Gesangbuch mit Noten" hat für seine 600 Lieder etwa 200 Melodien, dabei sind ungefähr aber nur 60 Choralweisen. Wie traurig! Die deutsche evangelische Christenheit befindet sich im Besitze so unerschöpflicher Reichtümer echtester, tiefster, größter Kirchenmusik, wie sie kein Volk auf Erden, auch keine Religionsgemeinschaft oder Kirche aufzuweisen hat (rund 9000 Choräle). Und hier mag man getrost die Maßstäbe der Meisterschaft wie der Herkunft und Heimatberechtigung anlegen. Da wird das Betteln vor fremden Türen nicht nur zur Stillosigkeit, sondern zur Verleugnung evangelisch-protestantischen Ehrgefühls, ja zum öffentlichen Skandal. Wieweit das Betteln vor fremden Türen bei uns führen kann, beweist uns im Gsb. mit Noten" das 203. Lied. K. J. Ph. Spitta's „Kehre wieder" ist einmal von J. G. Frech, das andere Mal von O. Wermann vertont. Diese deutschen Melodien hat man ignoriert und die englische Weise von L. Thompson gewählt, und, da d. Versmaß nicht stimmt, aus jeder Strophe des Liedes einfach je zwei Zeilen ausgeschaltet.

Und wenn es sich um die gewaltigsten Künstler der Welt handelt, die wir an anderem Orte dankbar begrüßten und ehrfürchtig bewundern, in unserem Gottesdienst haben sie nichts, gar nichts zu suchen! Unser Choral ist das klassische kirchliche Volkslied des Protestantismus. In diesem Choral schlägt das Herz aller Kirchenmusik. Alles, was zu ihm paßt, die gleiche Höhenlage innehält, an feiner Kraft, Würde, Schlichtheit, Volkstümlichkeit Anteil hat, das ist in Kirchenraum und Kirchenfeier zu Haus. Was zu unserem Choral sich schickt, ihn der Gemeinde auf die Lippen legt oder ihn zu besiegeln und feierlich zu bekräftigen geneigt ist, das und nur das darf den Namen, „evangelische Kirchenmusik" tragen und Aufnahme finden.

Weiter sei noch die Angabe der Liederdichternamen erwähnt. Die mennonitische Gesangbücher nehmen es in dieser Hinsicht nicht allzu streng und genau: 1) es werden Namen verschieden gedruckt (einmal steht Tersteegen, das andere Mal Terstegen); 2) zusammengestellte Lieder werden einem Dichter zugeschrieben (Lied 83, Strophe 2 und 3 sind von J. C. Schade und nicht von J. Heermann); Liedern werden andere Verfassernamen beigedruckt (Lied 87 ist von F. A. Lampe und nicht von Lambert; Lied 140 ist nicht von Barth, sondern von F. A. Krummacher) usw. Alle solche und ähnliche Fehler sollten richtig gestellt werden.

Zum Schluß ist die Frage zu erwägen, ob ein neues allgemeines Gesangbuch mit oder ohne Noten herauszugeben ist. Gibt man es mit Noten heraus, so wird es umfangreicher, besonders wenn eine Melodie in verschiedenen Abteilungen, also mehrmals vorkommen muß. Es müssen folglich von vielen Melodien mehrere Metallplatten angefertigt werden, was das Gesangbuch unnötigerweise teuer macht und anderen Liedern den Raum versagt. Im „Gesangbuch mit Noten" ist z. B. die Melodie „Großer Gott, wir loben dich" elfmal, „Wie schön leuchtet der Morgenstern" zehnmal und „Wachet auf, ruft uns die Stimme" achtmal abgedruckt; somit nehmen schon diese drei Melodiene 29 (!) Seiten für sich in anspruch. Die meisten Gesangbücher der christlichen Welt sind ohne Noten, und lassen sich (ein gesondertes Melodienbuch eingeschlossen) billiger und in bequemerem Taschenformat herstellen.

Gott gebe, daß sich die Gemeinden der verschiedenen Konferenzen und Richtungen mit dieser so wichtigen und zeitgemäßen Angelegenheit ernstlich befassen möchten und zu einem vereinigenden Ziele gelangen könnten!

J. Claßen.

Winkler, Man.

Liebwerte Rundschau!

Dir den rechten fortschrittlichen Erfolg und den Frieden Gottes wünschend, welcher höher ist, den alle Vernunft, wünsche ich Dir den Segen von oben auch zu diesem Jahr 1934.

In Rosenfeld starb der einarmige Storemann, Onkel Fehr, an einem plötzlichen Schlaganfall. Friede seiner Seele und auch wünsche ich seinen Hinterbliebenen die rechte Hilfe und den Beistand von oben.

Im Städtchen hier, macht sich eine Bewegung bemerkbar. Hitler ist bekannt als ein strebsamer, christlicher junger Mann, und wir hoffen, selbiges möge in dem hiesigen Vornehmen in der Organisation der Can. Nationalisten auch liegen.

Laut Ergebnis der Kanzlerwahl sind wieder alle vier Beamten unsers Ortes zur Arbeit für das Wohl der Stadtsgemeinde geblieben. Auch Jak. Felde ist unser Stadtspolizist geblieben.

Erhielten gerade am Abende, als die Pniel Bibelschüler ihr Programm in der M. Br. Kirche lieferten, die Nachricht, daß mein und J. Harders Freund, Abr. Wiebe, gebürtig aus Neuendorf, Rußland, nach einem fünftägigem Krankenlager, heimgerufen worden. Wiebe war unser intime Mitdienender d. Großanadoler-Forstei, war Jahrelang Gefreiter im Komando und von allen Soldaten ein gern gesehener Freund. Seine Gutmütigkeit und Freundlichkeit sind allen wohl noch in lebhafter Erinnerung.

Auf der letzten Gemeindekonferenz, serer fünf Anadoler Forsteijungen etliche Jahre zurück, waren wir, unnoch lustig und vergnügt zusammen in meinem Hause hier in Winkler. Es waren Freund Franz Bückert, Johann Harder, Peter Friesen, Abr. Wiebe und meine Wenigkeit. Ich forderte Bückert auf, uns ein Lied auf der Guitare zu geben. Ich denke, es war das Lied: „Ach Mutter, weine nicht so sehr, gib mir noch einen Kuß, ich hab ja dich so oft betrübt, doch du vergabst es mir." Vielleicht können etliche andere Leser dieses Lied auswendig, und ich

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba

Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Für Süd-Amerika und Europa $1.75
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $2.25
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ **Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen** müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der **neuen**, auch den der **alten** Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch den Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

bitte, schickt es ein, es ist ja so sehr erbaulich und rührend. Da Franz ein sehr guter Sänger war, ist mir die unvergeßliche Erinnerung geblieben. Wenn wir z. B. einen Kronsfeiertag haben sollten, dann spielte Bückert oftmals ein oder ein paar Liedlein, und die Insassen in dem Raume, wo wir hausten, waren manche so gerührt, daß sie sich satt weinten in ihren Kissen.

Na Abe, ruhe sanft in deiner Kammer, bis dich dein Meister ruft, der ja alle aus ihren Gräbern hervorrufen wird.

Den 20. Dez. hielten unsere Bibelschüler hier ein schönes erbauliches Programm. Br. Abr. Unruh leitete diese religiöse Vorstellung. Manches und mancherlei ward den zahlreichen Zuhörern vorgetragen, so daß man doch wirklich sah und hörte: Eine Innigkeit, eine Deutlichkeit, einen Ernst aus dem von den etwa 73 Schülern inhaltsreich Vorgetragenem, was ihre Gesänge, Gedichte, Duette und Lieder in Musik und allen sonstigen Darstellungen bewiesen.

Den 22. Dez. hatte die Schülerjugend von Winkler ihre Darstellung, geleitet von John Wollkoff dem Oberlehrer aller Klassen. Ich kann nicht genau sagen, doch waren es etwa 300 Kinder, welche die Vorträge hielten. Genug, ich stellte fest, nach allen Richtungen, daß dieses Programm im Rahmen seiner Gestaltung, viel tatsächlich Biblisches brachte. Das Kritisieren will ich sein lassen.

Als Wollkoff die Geburtsgeschichte aus dem 2. Kap. von Lukas verlesen hatte, die der Welt, das größte Geschenk im Kinde des Heilandes Jesu Christi gab, ging er über in einem Gebet, worin er vor d. Versammlung Jesus das kleine und auch größte Kindlein mit einem Ausmasse von Zärtlichkeit und Unschuld so herrlich bat, uns allen beizustehen, daß manchen ein Wonneschauer überkam. Drauf kamen die verschiedensten Vorstellungen: Gesänge, Musik, Kinderspiele und mancherlei anderes, was ich nicht genau wiedergeben kann. Genug, als ich in einem Drama sah, wie die Hirten mit ihren Stäben aus dunkler Nacht hervorkamen, dem Kinde in der Krippe ihre Huldigungen brachten, da war's mäuschenstill.

Auch spielte eine Lehrerin „Stille Nacht, heilige Nach" auf dem Piano. Hierzu hatte man neun weißgekleidete Mädchen einstudiert den weihevollen, andächtigen Klängen mit hingebenden Neigungen ihrer Hände einfach wunderschön vorzustellen. Der Schlußakt dieses Liedes war: sie knieten tiefandachtsvoll vor dem Kindlein.

Nachdem der Tannenbaum im sinnigen Zeichen seiner Bedeutung die Kerzen erlöschen ließ, erhielten alle Schüler ein kleines süßes Geschenk und das Fest aller Feste kam zu seinem denkwürdigen Abschlusse.

Das Christbaumfest der Sonntagsschule der Bergtalergemeinde fand am 24. Dez. statt. Wurde auch, trotzdem es bitterlich kalt war, ziemlich rege besucht.

Wie ich erfuhr, soll der in den achtziger Jahren alte Onkel Franz Enns auch das Zeitliche gesegnet haben. Gott segne Ihn.

Da der Neuigkeiten für den Januar Monat nur wenige sind, möchte ich Dir ein mir unvergeßliches Ereignis einsenden, denn es möchte manchen alten Leser der Rundschau interessieren:

Ein Ausflug nach der Insel Chortitz anno 1892 im Herbst, von Nieder-Cortitz aus.

Silberklar lag der leise dahinfließende Dnjeperfluß in seinem malerischen Bette und prangte mit seinen Wellen, welche in ihrer Beweglichkeit Gedanken in meinem Sinne wachriefen, während ich dem Strande entlang dieses Stromes am Abende eines Freitages lustwandelte.

Einige Zeit zurück hatte Oberlehrer P. Dyck zu mir gesagt, wir wollten mal Lehrer Jakob Koop auf der Kampe besuchen. Angenommen, der Plan wurde am ersten schönen Sonnabende in die Tat umgesetzt.— Wir borgten uns einen Kahn von einem Bewohner unseres Dorfes und unsere Reise begann. Es war ein herrlicher taufrischer Herbstmorgen, der uns am Ufer der gegenüberliegenden Insel begrüßte. Wir zogen den Kahn hoch genug aufs Ufer, und begaben uns am östlichen Ufer entlang dem Dorfe entgegen. Aus dem Osten her, über dem Strome, ragten die beiden Ortschaften Alexandrowsk und Wosnesensk mit ihren manichfaltigen Buchten lagen malerisch da. Hin und her zog einsam ein Fischerboot auf dem Rücken des ruhig fließenden Stromes dahin. Das südliche Ende der Insel war mit vielen Baumstumpfen bewachsen, ein Beweis, daß hier ein Wald gestanden hatte.

Wir waren endlich am Dorfe angelangt. Suchten uns die Schule auf und fanden Lehrer Koop zu Hause. Wir wurden sehr freundlich begrüßt. Nun aber ging ein lustiges Mitteilen los, denn wir hatten eigentlich noch nichts von unsers Freundes Verhältnisse gesehen noch erfahren.

Bald wurden wir von der Gemahlin des Lehrers zu Mittag eingeladen. Da wir natürlich über guten Appetit verfügten, nahmen wir diese Einladung gerne an. Da auf der Insel auch manche Früchte wachsen, welche dem Gaumen gut schmeckten, wurde uns solche zum Nachtische vorgesetzt. Bald nach dem Mittagessen fragte Kollege Koop, ob wir Lust hätten zum Angeln. Ja, und wir drei marschierten nach einer Felsenbucht, warfen die Flottangeln aus und das Fischen begann. Koop fing die meisten Fischlein. Warscheinlich hatten wir beide nicht so viel Verständnis dafür.

Der Lehrer erzählte uns eine interessante Begebenheit, die wichtig genug ist wiederzugeben: Aus der herumlebenden Lehrerwelt seien Klagten beim Gouverneur eingelaufen, daß er ohne Lehrerzeugnisse schon Jahrelang im Dorfe Unterricht erteile! Um dieses zu untersuchen kamen plötzlich eines Tages der Jekaterinoslawer Landesfürst mit seinem Stabe und erschien unerwartet bei unserem Freunde und bat um Aufnahme. Höchst willkommen ward der hohe Besuch aufgenommen, und er platzierte sich gemäß seiner Würde — und die wichtige Examenationsarbeit begann. In den Unterrichtsfächern, in die der bald alte Schulheld den Gouverneur hineinhorchen ließ, mögen wohl alle benötigten Dinge enthalten gewesen sein, denn des Fürsten Erstaunen wurde immer größer, schließlich steigerte sich dessen Freude über die hohe Leistungsfähigkeit dermassen, daß er Onkel Koop gleich in der Schule durch seinen Sekretär die besten Lehrerzeugnisse ausstellen ließ.

Nach einer warscheinlich ordinären Bewirtung im Dorfe, wo der ganze Stab es sich gewiß hat wohlschmecken lassen, kehrte der fürstliche Besuch heim nach Jekaterinoslaw.

Seit jener Zeit, erzählte unser Freund weiter, hat man mich mit jenen schmählichen Redensarten verschont. Lehrer Jac. Koop hat etwa 40 Jahre auf der Insel Chortitz das Schulzepter geschwungen. Als wir mit unsern Fischlein im Schulhause ankamen, wurden wir zur Vespermahlzeit eingeladen.

Nachdem Herr Koop uns noch seine schöne Gartenanlage gezeigt, manches Sehenswerte offenbart, uns in bereden Worten auch von der Güte seiner Weintrauben überzeugt, erkannten wir, daß unser Wirt auch ein guter Gärtner sei, denn solches bewiesen die schönen Anlagen.

Wir wollten schon aufbrechen, doch o nein Freunde, Ihr sollt auch noch am Fischbraten teilnehmen. Wirklich, der schmeckte vortrefflich! Bald nach dem Abendessen begaben wir uns auf den Heimweg. Fanden den Kahn wohlbehalten vor und stießen ab. Noch manches mal hat Schreiber dieses über den Besuch auf der Kampe gesprochen, doch Freund Dyck ist schon tot, und auch Onkel Koop schläft schon lange den Schlaf des Gerechten unter kühlem Rasen. Doch Ehre seinem Andenken.

In Liebe von P. H. Penner.

Auf dunklen Pfaden.

(Von einem eingewand. Prediger.)
(Fortsetzung und Schluß.)

Noch einmal stand all das erlittene Unrecht vor seinem Gedächtnis; alle Quallen und Todesschrecken. Er dachte an die Angst, die seine geliebte Justina seinetwegen ausgestanden hatte, an die Flucht der Familie Penner, die auch auf das Schuldkonto dieser einen unüberlegten Tat zurückzuführen war; — und es wollte sich ein tiefer Groll festsetzen gegen den Urheber all dieses Leides. Als er aber von seinen Seelenqualen hörte, von seinem ehrlichen Bekenntnis und den aufrichtigen Bemühungen, gutzumachen, wo es möglich wäre, konnte Heinrich nicht hart und unversöhnlich sein. Er tat einen tiefen Atemzug und sagte leise: „Selbstgericht fällt vor Gott ins Gewicht. Ich will dem Armen nichts nachtragen."

Jetzt galt es zu beraten, auf welchem Wege Heinrich am schnellsten zu seinem jungen Weibe kommen könnte. An ein Wiedersehen mit seinen Eltern durfte er vorläufig nicht denken. Er tröstete sich damit, daß seine Eltern inzwischen den Zettel gefunden haben mußten, den sein Freund in ihr Andachtsbuch hineingeschoben hatte. So konnten sie doch wenigstens anfangen, neue Hoffnung zu schöpfen.

Auch Justina mußte inzwischen auf sein Kommen vorbereitet worden sein. Der Brief des Freundes mußte nun in ihren Händen sein. Ob sie aus den unbestimmten Andeutungen herauslesen würde, daß er noch lebte? Wie zog es ihn hin zu ihr. Aber der Weg war sehr weit, und er hatte kein Geld. Da taten sich einige gutgesinnte Freunde zusammen, die für ihn das Reisegeld aufbrachten, so daß er sich eine Fahrkarte nach jenem entfernten Russendorfe lösen konnte. Sie gaben ihm auch Nahrung mit auf den Weg.

Bald waren alle Vorbereitungen getroffen, und Heinrich konnte, nach einem herzlichen Abschiede von seinem neuen Freunde, der ihn mit eigener Lebensgefahr mit den Seinen wieder in Verbindung gebracht hatte, zur Eisenbahnstation wandern, und seinem neugeschenkten Glücke entgegenfahren.

Ehe wir Heinrich weiter begleiten, machen wir noch einen kurzen Besuch in T., wo Franz seinen Arrest abdienen mußte. Er hatte es viel leichter als die anderen Gefangenen, brauchte nicht im Gefängnis zu sitzen, sondern durfte allerlei Arbeiten im Hofe verrichten. Die übrige Zeit konnte er sich frei im Dorfe bewegen.

Eines Morgens, als Franz seine alltägliche Arbeit im Hofe verrichtete,

sah er plötzlich von einem Hause eine düstere Rauchwolke in die Morgenluft emporsteigen. Er war mit einer von den ersten, die auf der Brandstelle angelangt waren. Es war Wolkoffs Haus, aus dem die Flammen schlugen. Wolkoff hatte eine wichtige Reise vorgehabt. Frau Wolkoff war früher, als es sonst ihre Gewohnheit war, aufgestanden, um ihrem Manne noch ein kräftiges Frühstück zu bereiten. Damit es recht schnell gehen sollte, hatte sie zur Petroleumkanne gegriffen und eine Menge davon hineingegossen. Da war das Unglück geschehen. Ehe sie recht zur Besinnung kam, was sie angerichtet hatte, fraß das Feuer schon gierig weiter. In wenigen Augenblicken brannten die Betten der Eltern, das Hausgerät, und schon züngelten die Flammen nach dem Zimmerchen, in dem die beiden Kinder schliefen. Die hölzerne Verbindungswand war schon vom Feuer erfaßt. Die Dielen und Deckenbalken fingen an zu knistern und zu krachen. Wolkoff, der sonst in allen Lebenslagen wenn es das Wohl und Wehe anderer galt, kaltblütig blieb, hatte ganz seine Geistesgegenwart verloren. So wie er im Schreck aus dem Bett gesprungen war, stand er noch immer, ohne ein Glied zu rühren und schrie und jammerte, man solle die Kinder retten. Schon wollte sich die Mutter in Feuer stürzen, um die zwei Kleinsten herauszuholen, doch sie wurde von zwei starken Armen zurückgehalten. Es kam unverhofft im Augenblicke der größten Not der Retter. Franz hatte das Rufen Wolkoffs gehört, war ins Haus geeilt, hatte die Frau mit Gewalt zurückgerissen, stürzte dann wieder heraus aus dem Haus, lief zum Fenster, schlug es ein und rettete unter eigener höchster Lebensgefahr die beiden Kinder aus dem brennenden Zimmer. Seine Haare waren versengt, sein Gesicht und seine Hände rauchgeschwärzt, am Körper trug er schwere Brandwunden davon, sein Anzug hing in Fetzen an ihm herunter; aber über seine Züge glitt ein Lächeln der Zufriedenheit und des Triumpfes. Er hatte zwei Menschenleben, unschuldige Kinder, dem Flammentode entrissen. Wohl hatten die Kleinen schon zu viel Rauch schlucken müssen, aber den Bemühungen des Arztes gelang es, sie nach kurzer Zeit dem Leben wiederzugeben. Aber es war höchste Zeit gewesen, daß Rettung kam.

Wolkoff, der sonst so verhärtete Mensch, umarmte Franz vor allen Anwesenden und dankte ihm für die Rettung seiner Kinder.

Als Wolkoff einige Stunden später, als nichts mehr zu retten war, sich in seine Amtsstube begab, ließ er Franz rufen und schenkte ihm die Freiheit und versprach ihm: „Wenn du mich in deinem Leben noch einmal brauchen solltest, dann rechne mit mir.“ Franz erwiderte darauf: „Genosse Wolkoff, ich brauche Sie jetzt schon.“ — „Was möchtest du haben, mein junger Freund? Ich schlage dir keine Bitte ab.“ — Da sagte Franz mit Nachdruck: „Ich möchte, daß die, die durch meine Schuld leiden, in Zukunft von Ihnen geschützt werden.“ — „Hier hast du meine Hand. Ich schwöre dir, daß, solange ich hier ein Wort zu sagen habe, ihnen kein Haar mehr gekrümmt werden soll.“

Darauf begab sich Franz, der inzwischen vom Arzt verbunden worden war, wohlgemut auf den Heimweg.

* * *

Drei und einen halben Tag war Heinrich bei dem unregelmäßigen Bahnverkehr gefahren. Das Russendorf, in dem die Familie Penner wohnte, war noch eine Tagereise zu Fuß von der Endstation entfernt. Es war aber weit und breit bekannt, so daß es dem erwartungsvollen, frohen Wanderer nicht schwer fiel, den Weg dorthin zu finden. Jedermann konnte ihm Auskunft geben. Es war Sonnabend nachmittag um die Vesperzeit, als Heinrich die ersten Häuser des langersehnten Dorfes erblickte. Vor einem Toreingang unter einem alten Baume stand eine Bank. Heinrich ließ sich darauf nieder, um nach der langen Wanderung erst ein wenig zur Ruhe zu kommen. Jetzt, wo er endlich an dem heiß begehrten Ziele angelangt war, schien es ihm fast unmöglich, daß er sein geliebtes Weib wirklich wiedersehen sollte. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Seine Kräfte drohten zu entschwinden. Er hatte den weiten Weg in viel kürzerer Zeit, als man gewöhnlich rechnet, zurückgelegt. Nun war er da, nun schien ihm das Ganze fast unmöglich, traumhaft. Im Kerker hatte er mit seinem Leben abgeschlossen gehabt. Da wäre jede Hoffnung auf ein Wiedersehen mit den Seinen heller Wahnsinn gewesen. Dann kam seine wunderbare Rettung, und nun wollte ihm Gott noch das Höchste schenken, die Vereinigung mit seiner Justina. Das Glück schien ihn zu überwältigen. Fast hätte er nicht den Mut aufgebracht, nun zuzureifen. Wenn es alles nur ein Trugbild wäre? Soviel Glück kann ein Mensch doch gar nicht ertragen! Doch dann schämte er sich seiner Schwäche. Er saß hier und sann über sein Leben nach, und wenige Häuser entfernt lebte sein Weib und harrte mit Bangen auf eine Nachricht von ihm. Er stand auf und eilte nun, so schnell ihn seine Schritte trugen. Auf sein Befragen wurde ihm gesagt, daß Penners am anderen Ende des Dorfes wohnten. Die freundlichen Leute beschrieben ihm das Häuschen sehr genau, so daß er es gleich erkennen mußte. Endlich stand er davor. Es war eine ärmliche kleine Russenkate. Drinnen im Stübchen brannte eine kleine Petroleumlampe. Heinrich konnte in ihrem Schein ganz deutlich die drei Gestalten erblicken. Im Vordergrunde saß Vater Penner und las, und da war Justina, seine Justina und ihre Mutter. Sie hatten eine Näharbeit in Händen. Aber Justina schien nicht recht mit ihren Gedanken bei der Sache zu sein. Es war, als ob ihre Augen suchend durch den Raum glitten, als ob sie auf ein fernes Geräusch hörte, und ihre Hände zitterten. Sie war sichtlich aufgeregt und konnte sich nur mit Mühe zur Ruhe zwingen. Peinliche Sauberkeit herrschte in dem schlichten, ärmlichen Stübchen. Die Mutter bemerkte Justinas innere Unruhe und fing an, leise vor sich hin zu singen: „Hoff', o du arme Seele, hoff' und sei unverzagt.“ Der Liedervers war ihnen allen seit Justinas Krankheit so wichtig geworden, und bald stimmten auch Vater und Tochter mit ein: „Gott wird dich aus der Höhle, da dich der Kummer plagt, mit großen Gnaden rücken, erwarte nur die Zeit, so wirst du einst erblicken die Sonn' der schönsten Freud'.“

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür. Alle schauten erschrocken dorthin. Sollte man ihnen schon auf der Spur sein? Etwas zaghaft bat der Vater, einzutreten.

Justina erkannte sogleich in dem ermüdeten Wandersmann ihren Heinrich, den Totgeglaubten, Vielbeweinten und nun Neugeschenkten. Mit einem Schrei, der Schmerz und Freude bedeutete, flog sie in seine Arme und konnte vor Erregung und Schluchzen kein Wort hervorbringen.

Als sich der erste Sturm der Freude und Ueberraschung etwas gelegt hatte, ging es ans Fragen und Erzählen. Die Mitternacht war längst vorüber, und noch hatten die Frauen nicht daran gedacht, dem gleichsam vom Tode Erstandenen etwas zur Stärkung zu bringen. Nun aber erinnerte sich die Mutter an ihre Hausfrauenpflichten. Sie brachte einen starken Tee, der in aller Eile bereitet wurde, und etwas Brot. Nun wollte das Erzählen erst recht kein Ende nehmen. Endlich um 3 Uhr begaben sich alle zur Ruhe.

Im Dorfe fiel es nicht weiter auf, daß Justinas Mann heimgekommen war. Penners hatten mit ihren russischen Nachbarn niemals von ihren Familienverhältnissen gesprochen. Es war keine Seltenheit, wenn ein Mann selbst jahrelang von der Familie abwesend war. Bei den schlechten Zeiten mußte jeder sehen, wie er sich am besten durchschlagen konnte. Nun war Heinrich Ratzlaff eben zu den Seinen zurückgekehrt, das fand man ganz verständlich.

Nach etwa einer Woche lief der dritte Brief für Penners ein. Er kam von Franz und seinem Vater, dem Ortsvorsitzenden Stobbe. Er enthielt die Einladung, zurückzukehren mit allem, was sie hätten. Ihr altes Wohnhaus und die zurückgelassenen Sachen sollten ihnen zurückerstattet werden. Dann folgte eine ausführliche Schilderung der Feuersbrunst in Wolkoffs Hause und deren Folgen, die das Ereignis mit sich gebracht hatte. „Wolkoff hat seine feindselige Gesinnung gegen Euch eingestellt, Ihr habt von ihm nichts mehr zu befürchten. Darum kommt bald zurück in Eure Heimat.“

„Es geht uns so wie einst dem frommen Hiob“, sagte Vater Penner zu seiner Familie. „Jetzt kommen Gottes Tröstungen. — Kinder, wir wollen auch in den besseren Tagen unseres Gottes nie vergessen!“

Noch am selben Tage schrieb der Vater an Stobbe zurück. Er erzählte von Heinrichs wunderbarer Rettung und fragte an, ob auch er in Wolkoffs Begnadigung mit eingeschlossen sei oder nicht.

Die Antwort kam bald zurück und war kurz und bündig: „Kommt alle. Kommt bald. Franz fühlt sich wie im Himmel, so groß ist seine Freude, daß Heinrich lebt.“

Die alten Eltern Ratzlaff hatten auch einige Zeilen mitgeschrieben und ihrem Sohne einen Willkommensgruß geschickt.

Nun herrschte in den drei Familien große Aufregung und Freude. Die alten Ratzlaffs konnten den Tag fast nicht mehr erwarten, an dem sie ihre Kinder wiedersehen sollten. Familie Stobbe war außer sich vor Freude, daß sich das Leid, das doch durch einen der Ihrigen über die Unschuldigen gekommen war, in Trost und Freude gewandelt hatte. Am glücklichsten waren aber Penners, die zurück in ihre Heimat durften, und vor allem die jungen Eheleute. Sie hatten am meisten gelitten und empfanden jetzt das tiefste Glück.

Als eines Tages die Kunde durchs Dorf flog: „Familie Penner ist zurückgekommen“, eilte jung und alt dem Hofe zu. Jeder wollte die Zurückkehrenden begrüßen, den Totgeglaubten sehen, der soviel gelitten hatte, wollte Justina beglückwünschen, die aus dem tiefen Leid herausgerettet nun so froh und dankbar an der Seite ihres Ehemannes wieder glücklich ihren Lebensweg wandern konnte. Alle nahmen sie Anteil an dem wunderbaren Geschick der heimgekehrten Familie.

Selbst Wolkoff erschien eines Tages. Er war seit dem Brande ein anderer geworden. Er war nicht mehr der Unmensch, sondern ein Mensch, der jetzt seine Mitmenschen in verständiger und gerechter Weise zu behandeln versuchte. Und Wolkoff tat etwas ganz Unerhörtes: er bat die Familie Penner um Verzeihung für das, was er ihnen angetan habe. Es täte ihm leid, daß sie alle, und besonders die Tochter, durch seinen Fehler habe so schwer leiden müssen.

Zwei Jahre lebten nun die jungen Eheleute in Ruhe und Frieden im Hause von Justinas Eltern. Das tägliche Brot war sehr knapp, und sie hatten manchen Mangel an irdischen Dingen; aber sie waren reich in ihrer gegenseitigen Liebe und an Erfahrungen von der wunderbaren Durchhilfe Gottes.

Da erkrankten Heinrichs Eltern, und kurze Zeit nacheinander starben Vater und Mutter Ratzlaff in Frieden und gottergeben.

Ihr Tod war ein schmerzlicher Verlust für die Kinder. Aber sie fanden Trost bei dem Gedanken, daß ihre Eltern, die schon so sehr viel Schweres erlebt hatten, nun allem Leid entrückt waren, nachdem sie noch die eine große Freude hatten erleben dürfen, daß ihnen der totgeglaubte Sohn wiedergeschenkt worden war. Die Zeit war so schwer, man hatte nichts Gutes zu erwarten, da waren die eigentlich zu beneiden, die hatten eingehen dürfen aus dieser Zeit in die Ewigkeit.

Ein halbes Jahr später bot sich der Familie Penner Gelegenheit, nach Amerika auszuwandern. Zum zweiten Male schnürten sie nun ihr Bündel, und voller Hoffnung gingen die alten und jungen Eheleute einem neuen Leben jenseits des großen Wassers entgegen, weit ab von dem Lande, das unter dem Fluche steht und seine besten Söhne und Töchter ausrottet durch Hunger und Schwert.

Ende.

Gesellschaftsleben

Aus der Einsamkeit der Großstadt.

Seitdem wir mit der Prohibitionsheuchelei aufgeräumt, darf sich kein Mensch mehr zur Hintertür in den Getränkeladen hineinschleichen. Wer aber nicht trinken will, braucht nicht. Viele, die gegen Prohibition waren, trinken selber keinen Tropfen spirituöse Getränke, wie z. B. Mrs. Roosevelt, unseres Präsidenten Frau. So streng bin ich nicht, aber ein Säufer, wozu mich gewisse Fanatiker stempeln wollen, bin ich auch nicht. Seit Prohibition gesetzlich aufgehoben, habe ich ein Glas Bier getrunken. Mein Schwiegersohn und ich machten eine Reise durch die Wüste. Um zwei Uhr nachmittags zeigte das Thermometer 128 (hundert achtundzwanzig) Grad im Schatten. Als wir zu einer Stelle kamen, wo man eiskaltes Bier anpries, tranken wir jeder ein Glas. Und ich kann jedem versichern, daß es herrlich mundete. Das war vor zwei Monaten. Beim Schreiben dieser Zeilen fliegen meine Gedanken unwillkürlich ein halbes Jahrhundert zurück in die Vergangenheit, als ich mit dem verstorbenen Liederdichter und Prediger, Bernhard Harder, in Hochstadt in Glöcklers Gasthaus ein Flasche Bier trank. „Ohm Behrend" war ein mäßiger und ein wirklich herzensfrommer Mann.

* * *

In dem Pamphlet „Japan als Erzieher", geschrieben von Dr. Shaake, welcher, wenn ich recht unterrichtet bin, ein Schwager des Prof. Benjamin Unruh, Karlsruhe, sein soll, werden die Mennoniten scharf kritisiert. Dr. Schaake verspricht in seinem Pamphlet sehr in kurzem eine detaillierte Beschreibung der Mennonitenansiedlung im Chaco herauszugeben. Er will Riesenschwindeleien aufdecken und auch beweisen.

* * *

Habe in letzter Zeit so viele Briefe von Lesern Mennonitischer Blätter erhalten, daß es eine geraume Zeit nehmen wird, ehe ich die Briefe werde beantwortet haben. Ich danke allen Schreibern dieser Briefe, nicht nur denen die mir zustimmen, sondern auch denen, die mich tadeln und zurechtweisen. Auch für die mir zugesandten Pamphlete danke ich herzlich. Ich verspreche guten Gebrauch davon zu machen. Namen und Adressen der lieben Schreiber werde ich unter keinen Umständen veröffentlichen.

* * *

Ich sehe in einem Mennonitischen Blatt, daß die Mennoniten in Preußen das Wehrlosigkeits Prinzip haben fallen gelassen. Ist dem so?

* * *

Rev. H. D. Penner besuchte mich vor vielen Jahren auch einer seiner Missionsreisen. Da er müde und der Erholung recht bedürftig war, blieb er mehrere Tage bei uns in Elkhart. Ich gewann einen Einblick in sein Seelenleben. Längst hatte Rev. Penner den Wunsch gehegt, eine gewisse Mennonitengemeinde in einem der südöstlichen Staaten unserer Union zu besuchen. Diese Gemeinde hatte sich nach seiner Meinung in mehr als einer Hinsicht rühmlichst ausgezeichnet. Sein Weg hatte ihn auch zu gedachter Gemeinde geführt. Wir, die wir Penner kannten, wußten ja, wie er sich gegen Rauchen, Gummikauen und andere Unarten schwacher Menschenkinder ereifern konnte. Wie ganz baff war unser lieber Penner aber, als er hier sah, wie nicht nur Männer sondern auch Weiber in dieser Gemeinde nicht nur rauchten, sondern auch Tabak kauten. Und besonders noch, als sie in der Versammlung so recht kindlich um Regen und Segen für ihre Tabaksfelder beteten, damit sie mit ihren Familien doch wieder ihr irdisches Auskommen haben möchten. Penner mußte weit fahren um etwas zu lernen, was er daheim nicht lernen konnte.

* * *

„The Sau Dust Trail" eine kurze Erzählung von Rex Beach in der Januarnummer des „Cosmopolitan" erklärt uns teilweise den verblüffenden Erfolg gewisser Erweckungsprediger. Rex Beach ist ein anerkannt berühmter Schreiber.

* * *

H. G. Wells, der berühmte englische Schriftsteller, sagt in seinem letzten hochinteressanten Buch „The Shape of Things to Come", unter anderem über den amerikanischen Präsidenten, Woodrow Wilson: "Der eigentliche Wilson war eitel und theatralisch, ohne jegliche Gedankentiefe oder umfassender edler Gesinnung. Er hatte nie das Interesse der Menschheit im Auge und vertrat nur die demokratische Partei in seinem Lande und — sich selbst. Er opferte die großartige Unterstützung seiner Anhänger in Amerika Parteizwecken und seinen Einfluß in Europa seiner Sucht nach gesellschaftlichem Applaus. Eine kurze Zeit war Wilson der größte Mann der Welt. Darauf blieb er noch für eine kurze Spanne Zeit der hervorragendste. . . . In den Hauptstädten Europas wurde er hoch geehrt und — genaart („undone")." Hierzu erlaube ich mir ganz schüchtern die Frage, ob England und Frankreich im Weltkriege wohl das „Interesse der Menschheit" im Auge hatten?

* * *

Ein Schreiber will wissen, was ich von Gott denke. Das ist nach meiner Meinung von sehr geringer Bedeutung. Unendlich wichtiger ist, was Gott von mir denkt.

* * *

Der Wolkenbruch in der Neujahrsnacht und die darauf folgenden Dammbrüche haben doch bedeutend mehr Schaden angerichtet als man anfänglich annahm. Dr. Isaac, Glendale, hat z. B. von seiner Garage noch nichts gesehen. In der Garage hatte er sechs Trunks voll Betten, Kleider, Geschirr und Bücher gepackt. Nur einen Trunk hat man bis jetzt wieder gefunden. Die andern liegen irgend wo im Schlamm vergraben oder sie sind in den 30 Meilen entfernten Ozean geschwemmt. Man hat auch Leichen im Ozean gefunden, von denen man weiß, daß sie in d. verhängnisvollen Nacht mit dem Wasser fortgerissen wurden. Nach diesem großen Regen haben wir schon einen ganzen Monat am Tage sehr warmes und auffallend trockenes Wetter gehabt. Wir haben schon eine ganze Reihe von Jahren nur spärlich Regenfall gehabt. Platzregen und Wolkenbrüche helfen zum Wachstum nicht viel. Die Wasserlage in der Erde sinkt tiefer und tiefer. Die große alles Leben ertötende Wüste scheint uns unser California Paradies streitig machen zu wollen. Deshalb sind wir gezwungen uns mehr und bessere Bewässerungsmöglichkeiten zu schaffen. Vorläufig müssen wir auch aufhören, immer mehr Wüstenland unter Bewässerung zu bringen.

* * *

Wenn mir jemand mit einem Scheck Zahlung macht, dann ist es meine Pflicht zu versuchen auszufinfinden, ob solch Scheck auch „gut" sei. Das weiß heutzutage auch bald ein Schuljunge. Die Römische Kirche, resp. der Papst schrieb mit der Zeit immer fleißiger Schecks (Gebote, Verbote, Satzungen, Drohungen, u.s.w.) aus. Hin und her fingen Menschen an zu fragen, wie „gut" solche Schecks eigentlich seien. Als der „Heilige Vater" solche Fragen nicht mehr alle beantworten konnte, ließ er sich fix für unfehlbar erklären. Jegliches Fragen nun bekundete Zweifel und Zweifel wurde als Sektiererei gebrandmarkt. Sektierer wurden gefoltert und verbrannt. Sehr einfach.

G. G. Wiens.

Höre auch den andern Teil!

Im Königreich Siam in Hinterindien soll es früher ein Gesetz gegeben haben, nach welchem jedem überführten Verleumder der Mund zugenäht wurde. Wenn das bei uns auch so wäre, wie würde es plötzlich so still werden in manchen Gesellschaften, und wie viele würden mit zugenähtem Mund herumlaufen! — Zar Peter der Große, der Begründer der Macht Rußlands, der im übrigen ein roher und gewalttätiger Mann war, unterbrach einen Verleumder mit dem schönen Wort: „Der Mann hat auch seine guten Seiten; erzählen Sie mir, was Sie Gutes über ihn wissen! Es ist nicht schwer, jemand mit Kot zu bewerfen, ich möchte aber jedem dazu verhelfen, seinen Rock rein zu halten." — Ebenso hat Alexander der Große immer ein Ohr zugehalten, wenn Herr X. ihm eine Geschichte über Herrn Y. erzählte. Wenn man ihn dann fragte, warum er das tue, so antwortete er: „Das andere Ohr ist für den Angeklagten." Wieviel könnten Christen von diesem heidnischen König lernen, der es sich zum Grundsatz machte, immer beide Teile zu hören! Sicher ist, daß dann der Verleumdungen weniger sein würden.

— Neukirchener Abreißkalender.

Immigrantenversammlung.

In Winnipeg fand am 31. Januar l. J. abends eine allgemeine Immigrantenversammlung statt. Dieselbe war besser besucht, als es früher manchmal der Fall war, und solche rege Teilnahme unserer Leute ist ein ermutigendes Zeichen für unsere gesellschaftliche Arbeit. Besonders stark zum Ausdruck kam der Vorsatz, als ein Volk von Brüdern in Einigkeit zu arbeiten. Es wurde ein neues Ortskomitee in folgendem Bestande gewählt: Pred. D. J. Löwen (Vorsitzender), C. A. De Fehr (Vicevorsitzender), J. Schulz, H. Willms, J. Friesen, H. F. Klassen (Sekretär — Schatzmeister) und dem Vertreter v. N.-Kildonan, J. Spenst. Als eine wichtige Arbeit soll die Kollekte der 5c.-Steuer für die Selbsthilfskasse energisch angegriffen werden und wir hoffen auf allgemeine Unterstützung dieser wichtigen Sache! Zur Information der Winnipeger teilen wir mit, daß D. J. Reimer bevollmächtigt ist in dem Distrikte südlich von der C.P.R.-Bahn zu kollektieren; J. Delesky hat den Distrikt nördlich von der Bahnlinie und westlich von Arlington Ave., einschließend Brookland, grenzend im Süden mit Notre-Dame Ave. In Kildonan hat J. Spenst die Arbeit zu regeln. Der Zweck dieser Steuer ist in diesem Blatte schon wiederholt erklärt worden und findet wohl in jeder fühlenden Brust herzliche Zustimmung!

Wir möchten nun freundlichst bitten, den erwähnten Vertrauensmännern in ihrer schwierigen Arbeit entgegenzukommen und nach Möglichkeit pünktlich vierteljährlich zu zahlen. Laut Beschluß trifft von jedem Immigranten beiderlei Geschlechts, im Alter von 16 bis 60 Jahren, 5c. den Monat.

Grüßend,
Das Ortskomitee der Immigranten zu Winnipeg, Manitoba.

Glenbush, Sask.

Mache bekannt, daß ich meine „Liederperlen" verkaufen will. 4 Bücher ganz gut im Band. Erstes Buch fortlaufende Nummern von 1 bis 172; zweites Buch 273—389;drittes Buch 395—663; viertes Buch 664—896. Habe noch in Heften ohne Band, fortlaufende Nummern 730—896.

Grüßend,
Peter H. Kröker.

Flowing Well, Sask.

Allen Freunden diene zur Nachricht, daß ich am 1. Jan. d. J. aus dem Gravelbourg Hospital, wo ich am Bruch operiert wurde und 3 Wochen gepflegt, heim kam. Sind dem Herrn viel Dank schuldig, für seine Hilfe in schweren Stunden. Allen ein herzliches Dankeschön, die mich im Hospital persönlich oder brieflich besucht.

Grüßend
Js. J. Töws.

Pitt Meadows, B. C.

den 29. Januar 1934

Es ist bei uns immer ein kleines Fest, wenn die Rundschau am Montag hier ankommt. Das erste um was die Kinder dann bitten ist: Papa lies uns „Kerlchen" und „Auf dunklen Pfaden."

Mit herzlichem Gruß zeichnet
Hochachtungsvoll
J. H. Peters.

Christrosen.

Erzählung von E. Schreiner.

(Schluß)

Sie zog sie hervor und unter den Baum, und nun mußte sie die Kerzen entzünden. Ein Licht ums andere entbrannte hell aufflammend. Endlich war der ganze herrliche König des Waldes in Licht gehüllt, und dieses Licht fiel auch auf die kleine Vase und auf den darin steckenden Brief. Jetzt nahm das Kind die Blumen und sprach:

„Schau, Vati, wie schön. Die sind von Rosemarie!"

„Ja", sagte er, „die sind so schön, daß sie nur von Rosemarie sein können. Gib ihr einen Kuß, Magdalene!"

Da hingen die kleinen Arme um Rosemaries Hals und das Blondköpfchen schmiegte sich an sie und plötzlich kam es über Magdalenes Lippen:

„Bleib jetzt immer bei uns, du liebe Rosemarie!"

„Ja, ja, Magdalene hat ganz recht", sagte der Doktor und wischte sich rasch die Augen. „Kindermund ist Gottesmund!"

Er nahm das Briefchen, doch ehe er es las, sagte er:

„Zuerst lesen wir das Weihnachtsevangelium und beten. So hat es die liebe Mama immer gewünscht. Sie ist jetzt sicher auch bei uns, wenn wir sie auch hinter ihrem Vorhang nicht sehen. Sie feiert mit uns, gelt Lenchen?"

Dann las er die große, ewig alte und ewig neue Geschichte von dem wunderbaren Lichte der Liebe zur heiligen Weihnacht, und es war Rosemarie, als hörte sie dies Evangelium zum ersten Male. Zum Beten knieten sie alle drei unter den Lichterbaum, und während draußen die Glocken dunkelklar anhoben, ihre Weihenacht ertönen zu lassen, zerflossen hier dankbare und getröstete Herzen in Anbetung der Liebe, die sie in Jesu offenbart. Was war das für ein lieber, heiliger Abend.

„Gelt", sagte Magdalene, „deshalb ist es der heilige Abend, weil da der heilige Christ dabei ist?"

Der Vater aber konnte nicht antworten. Er weinte hinter der großen Tanne unter dem Bilde der Mutter, und doch waren es diesmal ganz andere Tränen, als am letzten Weihnachtsfeste. Und dann las er sein Briefchen, nahm Rosemarie zart in die Arme und küßte sie auf die reine Stirne, ganz sachte und leise, weil es der heilige Abend war. —

Dann aber begehrte Wächter endlich seinen Lebkuchen zu haben, denn ihm war die ganze Sache entschieden zu feierlich und geistlich. Seine Zeit war gekommen und wie toll rannte er nun über die Erde und über die Polsterstühle und bellte sein Weihnachtslied auf seine Weise. Der Vater gab ihm sein Christkind, ein Päckchen Nürnberger Lebkuchen. Dann nahm er Magdalenes Hand und legte sie in die Hand Rosemaries und sagte:

„Das ist nun dein Mütterlein!"

„Ja, das ist sie", rief Magdalene in übermütiger Freude, und doch ließen auch dem Kinde die Freudentränen über die Wangen.

Sodann nahm der Vater Rosemaries Hand und steckte ein goldenes Ringlein daran. In dem Ring aber war sein Name und eine Christrose eingraviert, die blitzte und leuchtete im Lichte der Kerzen wundervoll, und die Träne, die aus Rosemaries Auge auf den Ring fiel, war schöner, als der allerschönste Edelstein und Diamant.

Ich will dem lieben Leser den Vorhang noch nicht herablassen, denn ich weiß, daß er noch ein Weilchen zuschauen will, sintemal auch noch ein letzter Akt nachfolgt, nämlich im Stübchen der Mutter, wo vier besagten Personen — Wächterlein ist ruhig dazuzurechnen, weil auch beim ersten Weihnachtsfeste das liebe Vieh dabei war — erschienen, um ihrer drei zur Kirche gegangen, wo Christmesse gefeiert wurde, und sie verstanden das Wort gar wohl: „Siehe ich verkündige euch große Freude!"

Es war aber nicht nur die irdische Freude der irdischen Liebe, sondern vor allem die Freude an dem großen Lichte der Liebe Gottes, die ihre Herzen durchrauschten. Und als die Orgel intonierte und begann: „Nun freut euch liebe Christengemein", da kam ein volles Echo aus ihren Herzen, die überflossen von Dank und seliger Weihnachtsfreude. Der festlich gekleidete Kinderchor aber sang wie mit höheren Zungen:

O Weihnachtsliebe, Weihnachtslicht
In dunkler Erdennacht,
Wie machst du froh mein Angesicht
Mit deiner Gottesmacht;
Wie machst du fröhlich Herz und
    Sinn,
Und bringst den seligsten Gewinn
Den lieben Christen allen!
Des singen wir von Herzensgrund
Und werden es nicht satt;
Es singet nicht nur unser Mund,
Das Herz die Harfe hat
Und jubelt: Preis dem liebsten Kind,
In dem wir so geliebet sind,
Wir armen Sünder alle!
Wer könnte nun noch traurig sein
In dieser heil'gen Zeit.
Zum Kripplein eilen wir hinein,
Zum Licht der Seligkeit
Und zünden uns're Lichter an,
An ihm, der uns so viel getan,
Uns armen Mendchsen allen!

Darauf rauschte die herrliche Weihnachtsfuge durch die Hallen, daß die Lichter am Weihnachtsbaume bebten, und es kam über alle die Menschen Anbetung, Dank und Freude. Darum hatte es auch der Knecht Gottes leicht, der heute predigte und darum klang es so fröhlich von seinen Lippen: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt."

Zum Schluß sang die ganze Gemeinde so recht von Herzensgrund: „Es ist ein Reis entsprungen, aus einer Wurzel zart."

Nur konnten hier zwei nicht mitsingen, so bewegt waren ihre Herzen und so tief und mächtig klang es in ihnen wider: „Das Blümlein, das ich meinte, davon Jesaja sagt, hat uns gebracht alleine, Marie ‚die reine Magd!"

„O du wundersames Himmelsblümlein o du schönste aller Christrosen, du mein Herr Jesus Christ. Du sollst uns doch der liebste sein." So dachten beide und faßten dann ihre Hände, um den Segen zu empfangen für das liebe, selige, neue Jahr ihres Lebens.

Durch Mittelasien.

Erinnerungen und Eindrücke von meinem Aufenthalt bei den Mennoniten.

von Kornelius Plett,
Calgary, Alta.

Es wird gewiß der großen mennonitichen Leserfamilie der Rundschau von Interesse sein, zu erfahren, wo die Mennoniten, die nach Mittelasien auswanderten, geblieben sind, wie sie sich wirtschaftlich auch geistlich entwickelt haben und wie es ihnen jetzt ergeht. Da Gott in seiner unfehlbaren Vorsehung mir das Glück schenkte, fünf Jahre mitten unter der größesten Gruppe dieser Glaubensbrüder zu wohnen, so will ich versuchen, meine Eindrücke, die ich in dieser Zeit überkam, wiederzugeben.

Um von den Mennoniten in Mittelasien zu sprechen, muß man sich 3 Ansiedlungen, die weit voneinander getrennt sind, denken. Die größeste derselben befindet sich etwa fünfzig Meilen von der Eisenbahnstation Auli-e-ata (zu deutsch heiliger Vater). Der Weg schlängelt sich das Tal hinab und durchschneidet eine der Gebirgsketten von denen die Ansiedlung umgeben ist. Dieser Durchschnitt wird von den Bewohnern kurz „Kopp" genannt. Die Ansiedlung liegt in einem Tale das von der einen Seite durch das Alataugebirge und auf der andern Seite durch die Alexanderkette abgegrenzt ist. Die Spitzen des Alataugebirges sind mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Es ist eine Gegend in welcher Gott die Schönheiten der Natur in verschwenderischer Weise verschüttet hat. So sage ich nach dem ich die Molotschna, Krim, Orenburg, Samara, Sibirien und teilweise auch Deutschland, England und Kanada gesehen habe. Wenn ich denke an die eisgekrönten Berge, an das mistische Rauschen der kristallklaren Wasserbäche, an den klaren wolkenlosen Himmel, der den größten Teil der Jahreszeit über das Tal gespannt ist und an die angenehme Windesstille, so ist es mir wirklich schade, das ich jene Gegend verlassen mußte. Das Tal, in dem die Ansiedlung liegt, ist etwa 10 Meilen breit und hat eine schiefe Lage. Die Ansiedlung liegt nach Aussagen der Bewohner etwa 3,500 Fuß über dem Meeresspiegel. Sie besteht aus 5 Dörfern, wovon 4 hart aneinander liegen, das fünfte etwa 16 Meilen weiter ab, mit ungefähr 1500 Einwohnern. Es liegen in der Umgebung einige Dörfer von Lutheranern bewohnt, einige von Russen. Die andere Bevölkerung besteht aus Mohammedanern.

Die Ansiedlung hat in den 48 Jahren ihres Bestehens einen ziemlich guten Aufschwung erfahren, so daß sie in letzter Zeit wohl keiner der russländischen Ansiedlungen der Mennoniten nachstand. D. Wirtschaften hatten bis jetzt so bei 20 Des. (etwa 57 Acker) Land. Das ist ein kleines Quantum, so daß sie gezwungen waren den größten Teil ihrer Aussaat auf Land zu machen, das sie pachteten oder auf die Hälfte besäten. Aber dank der Bewässerung haben sie keine Mißernte gehabt, außer anno 1917 wo ihnen, bei d. ungeordneten Zustände, die damals schon in Rußland herrschten, von Soldaten das Wasser abgdämmt wurde. Der Boden besteht aus gelbgrauen Lehm, dem sogenannten Bergstaub und ist auf Stellen steinigt. Er hat viel Stein und Eisengehalt in sich und ist daher sehr hart. Dieser Umstand hat dort anstatt den Spaten die große Hacke eingeführt. Ohne dieses Gerät kann man sich keinen Turkestaner denken. Der Niederschläge sind so wenig, daß das Land muß bewässert werden, anderenfalls will es nicht einmal Unkraut bringen. Wo aber gedüngt und bewässert wird verwandelt sich die Wüste in einen Garten. Neben der Landwirtschaft wird auch Viehzucht getrieben. Ja die Viehzucht ist wohl eine der wichtigsten Wirtschaftszweigen der sich in den letzten 2 Jahrzehnten besonders entwickelt hat. Man hatte für gutes Rassenvieh gesorgt, so daß oft aus den andern entlegensten Städten Leute kamen Zucht-Pferde und Kühe zu kaufen. Die Milch wurde zusammengeliefert und in Butter allermeist aber in Käse verarbeitet, der in weitester Umgegend sehr berühmt war. Bei vielen landlosen Familien waren es die Kühe, welche ihnen den Lebensunterhalt gaben. Ein anderer Wirtschaftszweig war die Schweinezucht, welche den Bauern bis zur Revolutionszeit viel Geld einbrachte.

Es wird auch etwas Gartenbau getrieben. Die Meisten hatten jedoch nur soviel gepflanzt als sie zum eigenen Bedarf nötig hatten. Obst gab es verschiedene Sorten namentlich Aepfel. In dem Garten des Onkels meiner lieben Frau Cornelius Wall, zählte ich einmal an 24 Sorten

Meistenteils ist jeder Hof mit einem Lehmzaun umgeben. Längs der Straße und oft auch zwischen den Wirtschaften prangen in üppigem Wuchs die Kerzenpapeln. Die Häuser sind aus rohen Ziegeln gebaut und haben Dachspeicher um das Getreide vor Diebstahl zu schützen. Der Lehm ist dort so widerstandsfähig, daß die Häuser zwei Generationen überleben können. Es gibt sogar mehrstöckige Mühlen die aus rohen Ziegeln gebaut sind und doch schon über 40 Jahre gestanden haben. Das Bauholz bezog man früher aus dem Gebirge auf einem sehr mühsamen Wege.

(Fortsetzung folgt)

Kerlchen.

Als Anstandsdame.

(Fortsetzung.)

Tausendmal habe ich sie dafür geschmäht, doch er hatte das Opfer genommen, ach und tausendmal habe ich mir den Tod gewünscht, aber der holt nicht die an Leib und Seele Verkrüppelten, der nimmt nur die Gesunden, Starken, Unentbehrlichen, um die Lücken recht grausam empfindlich zu machen.

Was aus Hartwig geworden ist, weiß ich nicht, ich habe in gesunden Tagen nie nach ihm geforscht, um nicht an ihn zu denken, wenn die geistige Nacht über mich hereinbrach, denn in diesem schrecklichen Zustande hatte ich immer das Gefühl, als dürfte ich nicht ruhen, bis er zu Grunde gerichtet wäre, wie ich selbst.

Er muß den Dienst quittiert haben, denn das Mädchen, das ihn mir abwendig gemacht, war bettelarm, eine Pfarrerswaise die sich durch Stricken und Nähen ihr Brot in jenem Dorf verdiente.

Wie er sie geliebt haben muß! Jedes Wort in seinem Briefe brach mir das Herz, — er kam wie ein Bettler zu mir, er, der stolze, hochgemute Mann bettelte bei mir um seine Freiheit. — — — — —

Gisela sank fröstelnd in sich zusammen. Die Lampe brannte dunkel und drohte auszugehen, ich war todmüde und so abgespannt von all dem Schrecklichen, was ich gehört hatte.

Ganz wirr und taumlig, stand ich auf. „O, lassen Sie uns schlafen gehen!" bat ich Gisela wieder und wieder. Sie strich sich über die Stirn und sah mich an.

„Schlafen!" wiederholte sie. „Mir ist, als könnt' ich heute schlafen; ich hab' mir alles vom Herzen heruntergesprochen, was sonst so grenzenlos schwer darauf lastete. Kleines, dummes Mädchen, ich habe mein Leid mit Ihnen geteilt!"

Gisela stand auf und schritt langsam und müde an meinen Schreibtisch, wo sie noch einmal meine Bücher betrachtete.

„Das sind die besten Freunde," sagte sie und schlug aufs Geratewohl einen Band auf. „Jawohl," lachte sie bitter; „das paßt auf Hartwigs kluge Braut: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren." O mein Kopf, mein armer Kopf!"

Ich umschlang Gisela sacht und führte sie sorgsam hinaus, brachte sie zu Bett und hielt ihre Hand, bis sie fest eingeschlafen war. Dann begab auch ich mich zur Ruhe, ich versuchte es wenigstens, zu schalfen, aber meine Gedanken wirbelten wie toll durcheinander, zu viel war heute auf mich eingestürmt. Ich faltete die Hände, um meinem besten Freunde alles zu vertrauen, aber die Müdigkeit übermannte mich, ich konnte nichts mehr denken als:

„Lieber Gott, mach' mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm".
Mein altes Kindergebet.

Und mit diesem schlief ich endlich ein.

— — — — — — — —

Breif von Bümi an Kerlchen!

Kleines!

Wenn noch ein Tropfen Tinte sich im Umkreise von Altenhof befinden sollte, so tauche Deine Feder hinein und versuche mit diesem Tropfen uns aus unserer Unruhe zu reißen. Die Buchenwalder schreiben alle Nasen lang: „Kerlchen hat geschrieben", „Kerlchen hat an seine Mutter geschrieben", „Kerlchen hat an die Fru Pastern geschrieben", aber so schlau sind weder die Olsch, noch das Jüngchen, das sie hinzusetzen: „Kerlchen geht's gut." Und so hänge ich vor Angst um Dich nur noch in den Gräten (ein schauderhafter Anblick), und Franz schleicht als Schemen zu seinen Patienten. (Hier folgt eine Anmerkung des Dr. Franz Schrimer: „Bitte, Fräulein Kerlchen, dividieren Sie die Briefe meiner Frau immer durch 10, die berühmte Schliedensche Phantasie geht regelmäßig mit ihr durch. Ergebensten Gruß Dr. F. S.) — Siehst Du, Kerlchen, so ist er nun. Unter dem Vorwande, immer in meiner Nähe weilen zu müssen, liest er mir über die Schulter weg meine Briefe, schiebt mich dann einfach beiseite und kliert in meine tadellose höhere Töchterschrift seine nicht zu entziffernde Doktorpfote.

Und ein Heuchler ist er obendrein, denn zu Dir spricht er zart vom „Schliedenscher Phantasie", während er zu mir vorhin sagte: „Lüg' doch nicht."

Mir ist's ein wahres Wunder, daß man diesen abscheulichen Menschen so unvernünftig lieb hat und — offen gestanden, Kerlchen, ich kann immer noch nicht begreifen, daß Du diesen, — diesen, — diesen, na eben meinen Franz nicht mit allen zehn Fingern an den Rockschlippen festgehalten hast, für Dich selbst, als Du noch in Hilskehmen bei der verflossenen Frau Käfermann stütztest.

Du mußt doch ein rechter Eiszapfen sein. Hinwiederum danke ich Dir aus vollem Herzen, daß Du mir meinen Doktor reserviert hast, was wäre ich ohne ihn? (Stimmt! Dr. F. S.) Du mußt nämlich wissen, mein Herzenskerlchen, Franz sitzt dicht neben mir und reißt mir jede Minute die Feder aus der Hand, um seine dummen Randglossen zu machen. Für das Wort „dumm mußte ich ihn eben zehn Minuten lang um Verzeihung bitten und zwar in einer ganz verrückten, kaum wiederzugebenden, närrischen Sprache, wie sie sich eben zwei verrückte, dumme Leutchen ausdenken, die sich närrisch, närrisch, närrisch lieb haben. So:

„Verzaiung iiich biiii — hitee!"

O Kerlchen, nicht wahr, man ist ja nur einmal jung! Vom achtzigsten Jahre ab will ich mich bemühen, verständig zu werden, — augenblicklich ist das Leben zu, zu, zu schön, holdriohoh! Wie schon gesagt, ich vergehe vor Angst um Dich, also schreibe endlich Deiner

Bümi.

Nachschrift.

Ach du liebe Zeit, die Hauptsache habe ich ja ganz vergessen! — Es ist doch merkwürdig, mein Franz ist doch ein gescheiter Mensch, aber in seiner Nähe fällt mir nie was Vernünftiges ein, woran mag das nur liegen???

Eben wurde er abgerufen, und nun ist's mir, als bestände ich lediglich aus Auerschen Glühstrümpfen, — so helle tagt's mir, also hör fix zu: „Du kommst doch zu Weihnachten hierher?" Wir alle rechnen auf Dich, denn Deine Schilderung von Altenhof, die, wie ich fürchte, noch „schöngefärbt" war und die in dem Satze gipfelte: „Ein Tannenbaum wird hier nicht angezündet", hat uns empört und betrübt zugleich.

Vielleicht zünden die Hottentotten keine Tanne an, aber in unsern christlichen Landen muß im kleinsten Stübchen ein Bäumchen brennen. Und wenn es auch nur handhoch ist und ein einziges Lichtlein aufweist, das man an dem letzten Fünkchen im eigenen Herzen entzündet — — — Kerlchen tu mir die Liebe und bleib zur lieben Weihnachtszeit nicht bei d. Leuten, die nicht einmal dieses Fünkchen mehr haben. Auf Wiedersehn zum Fest bei uns oder im Buchenwalder Familiensaal.

Immer die Deine Bümi.

Aus Kerlchens Tagebuch.

Die gute Bümi! Die lieben Menschenkinder in Buchenwalde und im gesamten Schleswig-Holstein! Wie sie mir alles zu Liebe tun wollen und sich um mich sorgen! Nebenbei denkt aber das liebe Völkchen, daß ich gar nichts zu tun hätte, als etwa den ganzen Tag auf dem Söller des Altenhofer Schlosses zu sitzen und mit dem Tüchlein Grüße zu winken, wie es in alten Romanen so schön von sittsamen Jungfrauen heißt. Und nun Weihnachten! Nein, nein, das Herz wird mir zwar groß, wenn ich an den Buchenwalder Lichterbaum denke, aber — — — Wera wird in Groß-Rhoda sein, und da gehöre ich doch wohl zu den beiden einsamen Frauen hier.

Ein Brief ist von meinem Erich-Bruder angekommen, der mich über die Maßen erschreckt hat. Wie klein ist die Welt!

Der gute Schlachter Krone hat auch an Erich geschrieben und Fabeldinge von Altenhof erzählt, Erich und Fritz von Rumohr sorgen sich um mich. Und was schreibt Erich?

„Kerlchen, — ich hab' mich an der besten Quelle über Altenhof erkundigt, und über die Damen die beruhigende Antwort bekommen: „Wunderlich, aber tadellos".

Und diese beste Quelle wird auch unserm Kerlchen d. beste Schutz sein, wenn es wirklich einmal Zuflucht suchen müßte: es ist mein Freund Hans von Hartwig, der in Sandkrug bei Altenhof verheiratet ist.

Kerlchen, ein Prachtmensch mit einem Idealfrauchen! Du mußt sie unbedingt aufsuchen. Ich wundere mich, daß die beiden nicht in Altenhof verkehren, er sprach doch mit so großer Verehrung von den Damen. Hier in Berlin hatten sich Hans und Inge tapfer durchgeschlagen, der hochbegabte Mensch mußte ja vor Jahren Königs Rock ausziehen, um sein Lieb heimführen zu können, — jetzt hat er eine gute gesicherte Stellung an der großen Nadelfabrik in Sandkrug. Grüße ihn von mir, den Treuen und seine Inge und das Büblein dazu!"

— — — — — — — — —

„Hans von Hartwig, der Treue! O, was soll ich tun! Wenn Gisela das wüßte! Ob ich mit Wera darüber spreche? Aber sie lebt und webt ja nur in bräutlichen Gedanken. Kerlchen, Kerlchen, da sitzt du nun mal ordentlich drin!

Breif von Kerlchen an Munke,
Bümi und Luttewete!

Geliebte Walküren!

Dieses mein Rundschreiben trifft Euch, wie ich hoffe, bei guter Gesundheit an, ich schicke es an die Frau Baronin Munke von Russee zuerst, teils weil sie die Aelteste ist und teils, weil sie zum hohen Adel gehört. Denn Kinder, ich bin eine ganz andere geworden, ich habe mich auf das blaue Blut meiner Mutter besonnen, bin nicht mehr das „Kerlchen" mit Kraftausdrücken und mangelhaften Manieren, ich bin jetzt nur „Anstandsdame."

Hagel, hatten wir, Wera und ich, gestern einen Jux!!! Uebrigens muß ich hier einschalten, daß jegliche Eifersuchtswallung von Euch der reinste Mumpitz ist — Werchen ist ja goldig, ich geb's zu, aber Ihr müßtet doch wahrhaftig Euer konservatives Kerlchen kennen, das seine Freundschaften nie wechselt wie sein — — na was denn nun gleich? „Ich hab es getragen sieben Jahr und trag' es nicht länger mehr!" Na also!

Munke, Bümi und Luttewete über alles! Kinder hört zu! Gestern meldete sich die Stifsdame Aurelia, Baronin von Rhoda, hier an, und da sich Wera und ich bei der Nachricht gerade in den Ställen befanden, um diese gründlich zu revidieren, so könnt Ihr Euch denken, welcher Reinigung wir uns zu unterziehen hatten, um uns bei Dame Aurelia nicht in gar zu schlechten Geruch zu setzen.

Frau von Altenhof machte ein sorgenvolles Gesicht. Sie scheint mich sehr lieb zu haben und fürchtet sich vor den strengen Augen der Stiftsdame, die meine gänzliche Unfähigkeit, als „Anstandsdame" aufzutreten, wohl sofort weg haben und mich weg schicken würde. Und ich selbst! Eine namenlose Angst hatte

mich refaßt daß ich abgesetzt werden könnte von meinem Posten.

Aber nun hättet Ihr Wera sehen müssen!

„Tanteli," schmeichelte sie, „laß dir nur keine kalten Füße wachsen, das fingern wir schon —"

O, und es wurde gefingert!"

Wera schleppte aus „Urahnens Kleiderschrank" ein schwarzseidenes Gewand hervor, das sie mir anzog, und in dem ich aussah, wie 'n Bild aus einem alten Rahmen geschnitten. Meinen lockigen Ruschelkopp bearbeitete sie mit Pomade so lange, bis sich wenigstens ein Scheitel ziehen ließ, den hielt sie mit einem schwarzen Bande fest, nachdem sie mir ein greuliches aus dicken Maschen bestehendes Netz überzogen hatte.

(Fortsetzung folgt)

Manitou, Man.
den 3. Februar 1934.

An die Leser:—

Wir haben gegenwärtig ungefähr 950 Mitglieder auf unserer Liste, leider haben nicht alle zahlen können im Monat November 1933, etliche vielleicht auch nicht wollen.

Wir haben im letzten Monat für einen Sterbefall ausgezahlt, wo die betreffende Witwe $760.00 erhielt, welches die volle Summe betrug der aufbezahlten Gliederschaft bis zu dem Datum des Verstorbenen.

Wir haben in den 3 Jahren unseres Bestandes für 2 Todesfälle ausgezahlt, beide Mennoniten (Rußländer). Die Gliederzahl der Mennoniten ist ungefähr 15%, und die meisten im Rückstand.

Der betreffenden Witwe hätte können $1000.00 ausbezahlt werden, wäre kein Rückstand gewesen. Die Statuten erlauben uns nicht, aus der Kasse den Rückstand zu decken, da wir nicht gesetzlich kollektieren.

Wir planen, der A Gruppe 2000 neue Mitglieder beizufügen, aber mit einem erhöhten Zahlungsplan in den verschiedenen Altersgruppen. Die Versicherungssumme bleibt aber auf $500.00 oder $1000,00 stehen.

Die bestimmten Zahlungen (Prämium) in der orginellen A Gruppe bleiben für die Zeitdauer von 30 Jahren stehen, nachdem wird eine aufbezahlte Policy herausgestellt mit einem Zeugnis eines lebenslangen Mitgliedes.

Die Vergrößerung der A Gruppe sichert den Mitgliedern die volle Summe von entweder $500.00 oder $1000.00, selbst wenn eine gewisse Anzahl im Rückstand sein sollte. Wir brauchen ungefähr eine 700 aufbezahlte Mitgliederschaft, um $1000.00 auszahlen zu können. Der Ueberschuß wird dem Reserve Fund beigefügt und kann gebraucht werden, wenn mehr als 6 Sterbefälle pro 1000 Mitglieder im Jahr stattfinden.

Wir rechnen, daß die A Gruppe bis zum 1. April gefüllt sein wird, nachdem dieselbe in eine AD Gruppe verwechselt werden wird mit einer Gliederschaft von 3000 (einschließend die A 1000 Gruppe).

Wer also noch Versicherung braucht, und sich der originellen A Gruppe anschießen will, muß eilen. Neue Mitglieder kommen täglich ein.

Möchten noch wieder erwähnen, daß der Akt, unter dem wir einkorporiert worden sind, von der Regierung im Jahre 1933 widerrufen wurde (annuliert), und wir sind jetzt unter dem „Company's Act" registriert, doch behalten wir alle Sonderrechte, die unser Charter (Freibrief) uns gewährt. Keine andere Gesellschaft oder Körperschaft darf dieselben Rechte in Zukunft haben.

Neben der A und der zukünftigen AD Gruppe haben wir eine B 2000 Gruppe, wo die Versicherung auf $2000.00 beschränkt (limited) ist. Diese Gruppe ist auf dem Assessment Plan (Auflagen): Wenn ein Mitglied in derselben stirbt, wird die betreffende Auflage je nach der Altersgruppe einkassiert.

Die Nachlassenschaft erhält die volle Versicherungssumme, welche nicht $2000.00 übersteigen darf, je nachdem aufgezahlte Mitglieder sind. Auflagen in der B Gruppe sind auf 6 pro 1000 Mitglieder aufs Jahr beschränkt.

Eine Person kann gegenwärtig bis $3000.00 Versicherung nehmen in der A und B Gruppe.

Wer Schulden hat, darf seine Kreditoren als Empfänger der Versicherungssumme angeben, und somit seine Familie nach seinem Tode nicht mit Schulden zurücklassen.

Unsere Körperschaft steht unter der Aufsicht des Insurance Department, und wir sind der Regierung verantwortlich.

Wer weiter Auskunft wünscht, möchte uns schreiben mit der Angabe seines Alters.

The Mutual Suporting Society
of America Inc.,
Manitou, Manitoba, Canada.

Bekanntmachung.

Der mennonitische Jugendverein der Schönwieser Gemeinde (Winnipeg Gruppe) macht hiermit bekannt, daß am 15. Februar in der ukrainischen Halle, Ecke Flora Ave. und McKenzie Str., Winnipeg, das Deklamatorium „Der Blumensprache" und das biblische Spiel „Ruth" zur Aufführung gebracht werden soll.

Beginn des Spiels – 8:15 abends. Preis der Eintrittskarten 20 Cent. Nach der Vorstellung wird ein Kaffee verabreicht. Die Gäste werden gebeten, das Gebäck mitzubringen.

Jedermann ist herzlich eingeladen.
Der Vorstand.

Aufruf an alle Deutsch-Stämmigen in Kanada.

Sechzig Millionen deutsche Volksgenossen haben sich freiwillig entschlossen, den Idealen ihres Führers zu folgen und damit den Traum einer deutschen Volksgemeinschaft zu verwirklichen.

Die große Gefahr des Kommunismus, welche nicht nur unserer Heimat, sondern der ganzen Welt drohte, ist überwunden. Die Arbeitslosigkeit ist vermindert. Die Arbeiterfürsorge und die Winterhilfe sind unleugbare Zeugnisse jener Opferwilligkeit und Kameradschaft, welche sich in diesem Geiste gebildet hat.

Wollen wir als Blutsverwandte fernstehen und diesen Gedanken unserer Volksgenossen **nicht** unterstützen? Nein! Denn, **Volksgemeinschaft** im Sinne des neuen Deutschlands heißt:

Die Gemeinschaft aller Deutschen, wo immer sie auch wohnen, ganz gleich welcher Staatsangehörigkeit oder Religion sie sind.

Deshalb auch Du gehörst zu uns und an Dich richten wir die Bitte— Dich einzureihen in den Deutschen Bund, — welcher die Gemeinschaft aller Deutschstämmigen in Kanada darstellt und Dir die Ideale und Kräfte vermittelt, die in der Heimat Großes geschaffen haben, Dich aufklärt und belehrt, **damit** Du und Deine kanadischen Freunde jene Kulturkräfte verstehen, die in den letzten Monaten hier falsch verstanden wurden, die aber dem deutschen Volke in der kurzen Zeit schon soviel Segen gebracht aben.

Die Aufklärung und das Verständnis werden eine Freundschaft zwischen der neuen und alten Heimat sichern, die Freude und Hoffnung in uns stärken im Glauben an eine **Deutsche Volksgemeinschaft** mit einem **„Deutschland der Ehre und Freiheit, Arbeit und Brot".**

Deutscher Bund, Kanada
German League of Canada, Inc.

* * *

Diese Worte, die jedem Deutsch-Stämmigen Kanadas zu denken geben und ans Herz gehen sollten, kommen von unserem Bundesleiter für Kanada, Herr Professor Gerhard, Waterloo, Ontario Box 422.

Die Deutschen in der Heimat haben soeben bei der Jahresfeier des Neuen Deutschlands gezeigt, wie sie geeinigt und entschlossen hinter ihrem Führer stehen. Vor dem für diese Feier zusammengerufenen Reichstag vollbrachte unser Führer Adolf Hitler in wenigen Minuten, was früheren Staatsmännern ein Menschenalter genommen hätte. Durch seine feurige Rede begeistert passierten die Abgeordneten ohne Opposition die Bestimmungen, welche unter anderem die Grenzen der Staaten im Deutschen Reich auswischten, welche die republikanische Verfassung endgültig beseitigten und der Rückkehr des Kaisers die Türe schlossen.

Das war nur möglich durch das unerschütterliche Vertrauen der Heimat zu ihrem Führer. Können wir Deutschen im Ausland hier nicht ähnlich handeln? Deutschland schaut aus nach seinen 40 Millionen Deutsch-Stämmigen, die in anderen Ländern wohnen, **bittet** um ihre Hilfe und ihren Anschluß an das Neue Deutsche Reich Adolf Hitlers.

Um Euch dies zu erleichtern, ist der Deutsche Bund, Canada gegründet worden. Ihr Deutschen West-Kanadas wendet Euch an mich, Euren Gauleiter, oder besser an die Kreisleitung des Deutschen Bundes in Vancouver, 1139 Pendrill Str., in Regina, 201 Donahue Block, und in Winnipeg, 349 Clare Ave.,

Und Ihr Deutschen Winnipegs, wendet Euch an Eure Ortsgruppe 73 Hargrav Str., welche seit dem ersten des Monats in der Person des Herrn Rudolf Wehnert einen neuen und jungen Führer erhalten hat. **Heil Hitler!**

Max Meincke,
Kreisleiter für Manitoba
und Gauleiter West.
349 Clare Avenue.

Das junge Deutschland will Arbeit und Frieden.

(Fortsetzung und Schluß.)

Diese Forderungen bedeuten nicht eine Aufrüstung, sondern ein Verlangen nach Abrüstung der anderen Staaten. Ich begrüße dabei noch einmal namens der Deutschen Regierung den weitausschauenden und richtigen Plan des italienischen Staatschefs, durch einen besonderen Pakt ein enges Vertrauens- und Arbeitsverhältnis der vier europäischen Großmächte England, Frankreich, Italien und Deutschland herzustellen. Der Auffassung Mussolinis, daß dadauernden Verständigung geschlagen mit die Brücke zu einer leichteren werden könnte, stimmt die Deutsche Regierung aus innerster Ueberzeugung zu. Sie will das äußerste Entgegenkommen zeigen, sofern auch die anderen Nationen zu einer wirklichen Ueberzeugung etwa entgegenstehender Schwierigkeiten geneigt sind.

Der Vorschlag des amerikanischen Präsidenten Roosevelt, von dem ich heute nach Kenntnis erhielt, verpflichtet deshalb die Deutsche Regierung zu warmem Danke. Sie ist bereit, dieser Methode zur Behebung der internationalen Krise zuzustimmen, denn auch sie ist der Auffassung, daß ohne die Lösung der Abrüstungsfrage auf die Dauer kein wirtschaftlicher Wiederaufbau denkbar ist. Sie ist bereit, sich an diesem Werke der Inordnungbringung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Welt uneigennützig zu beteiligen. Sie ist, wie ich schon eingangs betonte, ebenso überzeugt, daß es heute nur eine große Aufgabe geben kann:

den Frieden der Welt zu sichern.

Ich fühle mich verpflichtet, festzustellen, daß der Grund für die heutigen Rüstungen Frankreichs oder Polens unter keinen Umständen die Furcht dieser Nationen vor einer deutschen Invasion sein kann. Denn diese Furcht hätte ihre Berechtigung ja nur im Vorhandensein jener modernen Angriffswaffen. Gerade diese modernen Angriffswaffen aber besitzt Deutschland überhaupt nicht, weder schwere Artillerie, noch Tanks, noch Bombenflugzeuge, noch Giftgase.

Die einzige Nation, die mit Recht eine Invasion fürchten könnte, ist die deutsche, der man nicht nur die Angriffswaffen verbot, sondern sogar das Recht auf Verteidigungswaffen beschnitt und auch die Anlage von Grenzbefestigungen untersagte.

Deutschland ist jederzeit bereit, auf Angriffswaffen zu verzichten, wenn auch die übrige Welt ein gleiches tut. Deutschland ist bereit, jedem feierlichen Nichtangriffspakt beizutreten, denn Deutschland denkt nicht an einen Angriff, sondern an seine Sicherheit.

Deutschland würde die in dem Vorschlage des Präsidenten Roosevelt angedeutete Möglichkeit begrüßen, die Vereinigten Staaten als Friedensgaranten in die europäischen Verhältnissen einzubeziehen. Dieser Vorschlag bedeutet eine große Beruhigung für alle, die an der aufrichtigen Erhaltung des Friedens mitarbeiten wollen. Wir aber haben keinen sehnlicheren Wunsch, als dazu beizutragen, daß die Wunden des Krieges und des Versailler Vertrages endgültig geheilt werden. Deutschland will keinen anderen Weg dabei gehen als den, der durch die Verträge selbst als berechtigt anerkannt ist. Die Deutsche Regierung wünscht, sich über alle schwierigen Fragen mit den Nationen friedlich auseinanderzusetzen. Sie weiß, daß jede militärische Aktion in Europa, auch bei deren völligem Gelingen, gemessen an den Opfern, in keinem Verhältnis stehen würde zu dem Gewinn.

Die Deutsche Regierung und das deutsche Volk werden sich aber unter keinen Umständen zu irgendeiner Unterschrift nötigen lassen, die eine Verewigung der Disqualifizierung Deutschlands bedeuten würde. Der Versuch, dabei durch Drohungen auf Regierung und Volk einzuwirken, wird keinen Eindruck zu machen vermögen. Es ist denkbar, daß man Deutschland gegen jedes Recht und gegen jede Moral vergewaltigt, aber es ist undenkbar und ausgeschlossen, daß ein solcher Akt von uns selbst durch eine Unterschrift Rechtsgültigkeit erhalten könnte.

Wenn in Zeitungsartikeln und in bedauerlichen Reden versucht wird, Deutschland Sanktionen anzudrohen, so könnte ein solches ungeheuerliches Verfahren nur die Strafe dafür sein, daß wir durch die Forderung nach Abrüstung die Erfüllung der Verträge verlangen. Ein solcher Vorgang könnte nur zur endgültigen moralischen und tatsächlichen Außerkraftsetzung der Verträge selbst führen. Deutschland würde aber auch in dem Fall seine friedlichen Forderungen niemals aufgeben. Die politischen und wirtschaftlichen Folgen, das Chaos, das ein solcher Versuch in Europa herbeiführen müßte, fiele zur Verantwortung derer, die gegen ein Volk, das der Welt nichts zuleide tut, mit solchen Mitteln kämpften.

Jeder solcher Versuch, jeder Versuch einer Vergewaltigung Deutschlands auf dem Wege einer einfachen Majorisierung gegen den klaren Sinn der Verträge, könnte nur durch die Absicht diktiert sein, uns von den Konferenzen zu entfernen. Das deutsche Volk besitzt aber heute Charakter genug, in einem solchen Falle seine Mitarbeit den anderen Nationen nicht aufoktroyieren zu wollen, sondern, wenn auch schweren Herzens, die dann einzig möglichen Konsequenzen zu ziehen.

Als dauernd diffamiertes Volk würde es uns auch schwerfallen,

noch weiterhin dem Völkerbund anzugehören.

Die Deutsche Regierung und das deutsche Volk sehen die Krise der heutigen Zeit. Jahrelang ist von Deutschland aus vor den Methoden gewarnt worden, die zu diesem politischen und wirtschaftlichen Ergebnis führen mußten. Wenn auf dem bisherigen Wege und mit den bisherigen Methoden weiter fortgefahren wird, kann das Ende nicht zweifelhaft sein. Nach scheinbaren politischen Erfolgen einzelner Nationen werden um so schwerere wirtschaftliche und damit auch politische Katastrophen für alle die Folge sein. Sie zu vermeiden, sehen wir als erste und oberste Aufgabe an.

Bisher ist Wirksames dagegen nicht unternommen worden. Wenn uns von der übrigen Welt vorgehalten wird, daß man dem früheren Deutschland sehr wohl gewisse Sympathien entgegengebracht hätte, so haben wir die Folgen und Auswirkungen dieser „Sympathien" in Deutschland und für Deutschland jedenfalls kennengelernt!

Millionen zerstörter Existenzen, ganze Berufsstände ruiniert und eine ungeheure Armee von Arbeitslosen — ein trostloser Jammer, dessen ganzen Umfang und Tiefe ich am heutigen Tage der übrigen Welt nur durch eine einzige Zahl zum Verständnis bringen möchte:

Seit dem Tage der Unterzeichnung dieses Vertrages, der als Friedenswerk der Grundstein zu einer neuen und besseren Zeit für alle Völker sein sollte, haben sich in unserem deutschen Volk — fast nur aus Not und Elend — 224 900 Menschen mit freiem Willen das Leben genommen, Männer und Frauen, Greise und Kinder!

Diese unbestechlichen Zeugen sind Ankläger gegen den Geist und die Erfüllung eines Vertrages, von dessen Wirksamkeit einst nicht nur die andere Welt, sondern auch Millionen Menschen in Deutschland sich Heil und Segen versprochen hatten. Mögen die anderen Nationen daraus aber

auch den unerschütterlichen Willen Deutschlands verstehen, eine Periode der menschlichen Irrungen endlich abzuschließen, um den Weg zu finden zu einer endlichen Verständigung aller auf dem Boden gleicher Rechte.

Reichskanzler Adolf Hitler vor den Reichsstatthaltern in der Reichskanzlei. Berlin, 6. Juli 1933.

Die politischen Parteien sind jetzt endgültig beseitigt; dies ist ein geschichtlicher Vorgang, dessen Bedeutung und Tragweite man sich vielfach noch gar nicht bewußt geworden ist. Wir müssen jetzt die letzten Ueberreste der Demokratie beseitigen, insbesondere auch die Methoden der Abstimmung und der Mehrheitsbeschlüsse, wie sie heute noch vielfach bei den Kommunen, in wirtschaftlichen Organisationen und Arbeitsausschüssen vorkommen, und die Verantwortung der Einzelpersönlichkeit überall zur Geltung bringen.

Der Erringung der äußeren Macht muß die innere Erziehung der Menschen folgen. Man muß sich davor hüten, rein formale Entscheidungen von heute auf morgen zu fällen und davon eine endgültige Lösung zu erwarten. Die Menschen vermögen leicht die äußere Form in ihre eigene geistige Ausprägung umzubiegen.

Man darf erst umschalten, wenn man die geeigneten Personen für die Umschaltung hat. Es sind mehr Revolutionen im ersten Ansturm gelungen, als gelungene aufgefangen und zum Stehen gebracht worden.

Die Revolution ist kein permanenter Zustand, sie darf sich nicht zu einem Dauerzustand ausbilden. Man muß den frei gewordenen Strom der Revolution in das sichere Bett der Evolution hinüberleiten. Die Erziehung der Menschen ist dabei das wichtigste. Der heutige Zustand muß verbessert und die Menschen, die ihn verkörpern, müssen zur nationalsozialistischen Staatsauffassung erzogen werden. Man darf daher nicht einen Wirtschaftler absetzen, wenn er ein guter Wirtschaftler, aber noch kein Nationalsozialist ist; zumal dann nicht, wenn der Nationalsozialist, den man an seine Stelle setzt, von der Wirtschaft nichts versteht.

In der Wirtschaft darf nur das Können ausschlaggebend sein.

Die Aufgabe des Nationalsozialismus ist die Sicherstellung der Entwicklung unseres Volkes. Man soll aber nicht herumsuchen, ob noch etwas zu revolutionieren ist, sondern wir haben die Aufgabe, Position um Position zu sichern, um sie zu halten und allmählich mustergültig zu besetzen. Wir müssen dabei unser Handeln auf viele Jahre einstellen und in ganz großen Zeiträumen rechnen. Durch theoretische Gleichschaltung schaffen wir keinem Arbeiter Brot. Die Geschichte aber wird ihr Urteil über uns nicht danach abgeben, ob wir möglichst viele Wirtschaftler abgesetzt und eingesperrt haben, sondern danach, ob wir es verstanden haben, Arbeit zu schaffen.

Wir haben heute absolut die Macht, uns überall durchzusetzen.

Aber wir müssen die abgesetzten Menschen auch durch bessere ersetzen können. Der Wirtschaftler muß in erster Reihe nach seinen wirtschaftlichen Fähigkeiten beurteilt werden, und wir müssen selbstverständlich die wirtschaftliche Apparatur in Ordnung halten. Mit Wirtschafts-Kommissionen, -Organisationen, -Konstruktionen und -Theorien werden wir die Arbeitslosigkeit nicht beseitigen. Es kommt jetzt nicht auf Programme und Ideen, sondern auf das tägliche Brot für fünf Millionen Menschen an. Die Wirtschaft ist ein lebendiger Organismus, den man nicht mit einem Schlage verwandeln kann. Die Wirtschaft baut sich nach primitiven Gesetzen auf, die in der menschlichen Natur verankert sind. Die geistigen Bazillenträger, die jetzt in die Wirtschaft einzudringen suchen, bringen Staat und Volk in Gefahr. Man darf nicht die praktische Erfahrung ablehnen, weil sie gegen eine bestimmte Idee ist. Wenn wir mit Reformen vor die Nation hintreten, müssen wir auch beweisen, daß wir die Dinge verstehen und sie meistern können.

Unsere Aufgabe heißt Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit!

Aus dem Gelingen der Arbeitsbeschaffung werden wir die stärkste Autorität erhalten. Unser Programm ist nicht geschaffen, um schöne Gesten zu machen, sondern um dem deutschen Volk das Leben zu erhalten. Die Ideen des Programms verpflichten uns nicht, wie Narren zu handeln und alles umzustürzen, sondern klug und vorsichtig unsere Gedankengänge zu verwirklichen. Auf die Dauer wird die machtpolitische Sicherheit um so größer sein, je mehr es uns gelingt, sie wirtschaftlich zu untermauern. Die Reichsstatthalter haben dafür zu sorgen und sind dafür verantwortlich, daß nicht irgendwelche Organisationen oder Parteistellen sich Regierungsbefugnisse anmaßen, Personen absetzen und Aemter besetzen, wofür allein die Reichsregierung, also in bezug auf die Wirtschaft allein der Reichswirtschaftsminister zuständig ist. Die Partei ist jetzt der Staat geworden. Alle Macht liegt bei der Reichsgewalt. Es muß verhindert werden, daß das Schwergewicht des deutschen Lebens wieder in einzelne Gebiete oder gar Organisationen verlagert wird. Es gibt keine Autorität mehr aus einem Teilgebiete des Reiches, sondern nur aus dem deutschen Volksbegriff!

hat sein Benehmen sehr gemildert. Er bringt seine Tage jetzt so zu, daß er sich Geld von den Zoo-Besuchern erbettelt. Dafür wird ihm Brot und Nahrung, nebst erwünschten Leckerbissen gekauft.

— **Washington, 15. Jan.** Präsident Roosevelt übermittelte dem Kongreß heute in einer Sonderbotschaft seine Vorschläge mit Hinsicht auf die Neuwertung des Dollars.

Er erklärt, daß die Zeit zur Neuwertung des Dollars gekommen sei und ersucht den Kongreß, den Wert des Golddollars auf 60 Cent festzusetzen. Die zur Zeit in Kraft befindlichen Gesetze gestatten die Entwertung des Dollars bis auf 50 Cent.

Der Präsident sagte: Unser im Umlauf befindliches Geld muß als stabiles Zahlungsmittel auf fester Grundlage erhalten bleiben und so weit dies möglich ist, wird die Kaufkraft wenig schwanken und für den täglichen Gebrauch und die Feststellung des Kredits hinreichen.

— **Napoleons Elefant. Siam, ein** Elefant, den Napoleon I. aus Aegypten nach Frankreich brachte, lebt heute noch in einem Zoo in Budapest. Der französische Kaiser erhielt ihn als Geschenk in Aegypten und nahm ihn mit nach Paris. Aber das Tier war so wild und unbändig, daß es bald eine Quelle des Aergers wurde. Zu seiner eigenen Erleichterung, wie auch zur Bezeugung seiner Freundschaft, schenkte Napoleon den Elefanten seinem Schwiegervater, dem Kaiser Franz I. von Oesterreich. Als das Tier in Wien ankam, wurde es erst im Schönbrunner Zoo untergebracht, aber seine Unbändigkeit erschöpfte bald die Geduld der Beamten, und es wurde nach Budapest, der ungarischen Hauptstadt, gesandt, wo es heute noch lebt. Der Elefant ist etwa 150 Jahre alt, und das Alter

— **Die Organisations-Komitees** der Elften Olympischen Spiele und der Sechsten Olympischen Winterspiele haben die amtliche Einladung für die Weltveranstaltungen des Jahres 1936 in Berlin und Garmisch-Partenkirchen an die Länder der Welt hinausgehen lassen. Die Einladungen haben einen in den Olympischen Satzungen vorgeschriebenen Wortlaut und sind unterzeichnet von den Präsidenten der Organisations-Komitees, Staatssekretär a. D. Dr. Theodor Lewald und von Dr. Ritter von Halt. Die Nationalen Olympischen Komitees der verschiedenen Länder werden darin auch um Antwort gebeten, ob sie der Einladung Folge leisten werden.

Die Bedeutung dieser Einladung und dem bisherigen olympischen Brauch entsprechend, ist das Auswärtige Amt gebeten worden, durch seine Missionen jeder beteiligten auslandRegierung davon Kenntnis zu geben, daß das Nationale Olympische Komitee des Betreffneden Landes offiziell zur Teilnahme an den Spielen des Jahres 1936 eingeladen worden ist. Darüber hinaus wird das Auswärtige Amt die fremden Regierungen wissen lassen, daß die deutsche Reichsregierung und mit ihr das gesamte deutsche Volk die Annahme der Einladung außerordentlich begrüßen würde. Das ganze deutsche Volk hofft, daß die Völker der Welt der Einladung mit starken Mannschaften Folge leisten und so das Ihre dazu beitragen werden, daß das Fest des Jahres 1936 ein Fest des Friedens und der weltumfassenden Kulturgemeinschaft werden wird.

— **Zwischen Deutschland u. Polen** ist am 26. Januar ein zehnjähriger Freundschafts- und Nichtangriffspakt abgeschlossen worden, der in diplomatichsen Kreisen als einer der wichtigsten europäischen Verträge der letzten Jahre angesprochen wird. Der Vertrag wird in Berlin als ein Versuch aufgefaßt, alle Grenzzwistigkeiten zwischen den beiden Nationen aus der Welt zu schaffen und gleichzeitig als eine Andeutung dafür betrachtet, daß die Hitler-Regierung sich fest im Sattel fühlt.

Frankreich, das mit Polen durch militärische Verträge verbunden ist, wurde von den verschiedenen Schritten in der Verhandlung des deutsch-polnischen Paktes auf dem Laufenden gehalten. Trotzdem kam die jetzige Ankündigung des Abschlusses mit nahezu bestürzender Plötzlichkeit.

— **Moskau.** — **Die russische Presse** reagiert auf die Rede, welche der Außenminister Koki Hirota im japanischen Landtag hielt, und auf den Rücktritt des japanischen Kriegsministers, General Sadao Araki, mit Aeußerungen des Argwohns und des Mißtrauens.

Die „Jsvestia" erklärt, eine Aenderung der aggressiven Politik Japans sei nicht zu erwarten.

— **Paris.** — **Eine neue französisch-russische** Handelsabmachung ist durch eine im Amtsblatt veröffentlichte vorläufige Anordnung in Kraft gesetzt, bis d. Einzelheiten des Pakts bestimmt sind. Schon am 11. Jan., bei Abreise d. russischen Handelssachverständigen, war eine solche Vereinbarung vorausgesagt worden.

—**Seattle, Wash.** — **Das Automobilflugzeug** ist jetzt Wirklichkeit geworden. Professor John W. Miller, Dozent der Aeronautik an der Universität Washington, baute eine solche Maschine, die die Flügel an den Rumpf legen und dann als Auto weiterfahren kann. Er meinte auch, daß Auto und Flugzeug der Zukunft einander sehr ähnlich sein werden.

— **Doorn.** — **Die Verwandten** Wilhelms II. strömten nach Doorn, um am 27. Januar am 75. Geburtstag des früheren deutschen Kaisers teilzunehmen. Unter den Gästen befanden sich der frühere Kronprinz und der 85jährige Feldmarschall von Mackensen, einer der glänzendesten deutschen Führer in Kriegszeiten.

Die Geburtstagfeier war eine fast ausschließlich familiäre Angelegenheit, da ein Empfang der vielen Deputationen, die um die Erlaubnis baten, zur Gratulationscour kommen zu dürfen, entgegen der sonstigen Gewohnheit, abgelehnt wurde.

— **Bemühungen der Vertreter der** deutschen Auslandsgläubiger, in Berlin eine Erhöhung der Ueberweisungen im Zinsen- und Amortisationsdienst der deutschen Auslandsverpflichtungen herbeizuführen, sind zu einem toten Punkt angelangt.

Die Vertreter der amerikanischen, britischen und Schweizer Gläubiger vertraten den Standpunkt, daß Deutschland mehr als 30 Prozent bar überweisen kann, die unter dem im Dezember angekündigten Moratorium vom Reichsaußenministerium aus Prinzipien der Außenpolitik unterstützt werden.

— **Ein Hund als Kindesräuber.** Ein Ehepaar in einem Dorfe bei Budapest, das mit dem Gesinde beim Dreschen beschäftigt war, hatte sein acht Monate altes Kind in einem Wäschekorb unter einem Maulbeerbaum zurückgelassen. Als die Mutter später nach dem Baby sehen wollte, war es verschwunden. Man alarmierte alle zur Verfügung stehenden Erntearbeiter und machte sich auf die Suche. Bald darauf wurde denn auch das Kind mitten im Schilf am Rande eines kleinen Teiches gefunden. Ein riesiger Schäferhund hatte das Kind aus dem Korb auf seinen Lagerplatz geschleppt. Dem Säugling war nichts geschehen, doch bedurfte es großer List, dem Tiere seine Beute wieder abzujagen.

— **Berlin.** — **52 Kommunisten,** die beschuldigt wurden, an einem Zusammenstoß am 31. Januar vorigen Jahres teilgenommen zu haben, bei dem ein Nazisturmtruppler und ein Polizist ermordet wurden, erhielten Gefängnisstrafen von zwei bis acht Jahren zudiktiert.

— **Reichskanzler Adolf Hitler wird** den ersten Jahrestag seiner Machterlangung am 30. Januar damit begehen, daß er von dem am 12. November erwählten und einen Monat später zu einer kurzen Konstituierungssitzung einmalig zusammengetretenen Reichstage ein neues Ermächtigungs-Gesetz verlangen wird, das der Reichsregierung formelle Berechtigung geben soll, neue weitgehende Aenderungen in der Reichsverfassung vorzunehmen.

Dem Vernehmen nach ist es Hitlers Absicht: Erstens dem Reichsinnenministerium, das bislang mit Bezug auf Durchführung seiner Erlasse auf die Landesregierungen angewiesen war, durchgreifende Vollzugsgewalt zu geben; Zweitens, die Staatspolizei und juristische Einrichtungen der Länder abzuschaffen und ihre Vollmachten einem Reichspolizeiministerium und dem Reichsjustizministerium zu übertragen.

Das Kabinett hat auch noch einen anderen Vorschlag unter Erwägung. Nach diesem sollen die Länderministerien für Volkserziehung und Kultur abgeschafft und ihre Befugnisse einem Reichskulturministerium übertragen werden.

Unter diesem Plan würden die deutschen Länder an sich intakt bleiben, aber ihre Regierungen würden einfache Vollzugsorgane der einzelnen Reichsressorts werden.

Die Reform, wie sie gegenwärtig geplant ist, stellt ein Kompromiß dar. Da die Beratungen jedoch noch andauern, ist mit Ueberraschungen zu rechnen.

Reichskanzler Hitler, Hauptmann Ernst Röhm, Rudolf Heß und Reichsernährungsminister Darre sind angeblich für eine vollständige Auslöschung der Landesgrenzen im „neuen Reich".

Hitlers Wille würde auch obgesiegt haben, wenn es nicht an Reichspräsident von Hindenburg gewesen wäre, dessen preußischer Geist ein unüberwindliches Hindernis war. Hindenburg weigerte sich glatt in eine faktische Ausschaltung Preußens zu willigen, wie mitgeteilt wird.

— **Paris, 25. Jan. Der französische** Marinsminister Albert Sarraut gab in der gestrigen Sitzung des Marinekomitees des Parlaments die geplanten und im Gang befindlichen Rüstungen der französischen Kriegsmarine bekannt.

Mit unverhohlenem Stolz gab er bekannt, daß Frankreich ein weiteres Schiff der Dunkrik-Klasse bauen wird, nämlich einen schweren Kreuzer von 26,000 Tonnen mit 32 Zentimeter-Geschützen, um einen Ausgleich gegen die von Deutschland gebauten 10,000 Tonnen-Kreuzer der Deutschlandklasse, „Westentaschen-Format-Schlachtschiffe" genannt, zu schaffen.

Sarraut erklärte, daß französische Superiorität absolut notwendig sei, und daß aus diesem Grunde 250,000,000 Franken für den Bau von Flugzeugstützpunkten bewilligt werden sollten, um Frankreichs Besitzungen in ostindischen Gewässern zu schützen. Diese Forderungen sind zuzüglich des regulären Flottenbudgets, das bereits Bewilligungen von 2,724,000,000 Franken vorsieht. Neubauten benutzt werden.

— **Dampfer Jacob Ruppert, Bai von Wales, Antartic, 27. Jan.** Orkane und hohe Wellen verhindern die Landung der Vorräte, welche für die Expedition bestimmt sind. Der Dampfer wurde zum zweitenmal innerhalb einer Woche von der Landungsstelle fortgetrieben.

Das Flaggschiff trieb eine Zeitlang in der Bai hin und her, konnte daher die kürzlich zurückgelassenen Mannschaften nicht an Bord nehmen. Seit 48 Stunden sitzen sie verlassen auf dem Eise. Sie mußten in die Lagerhäuser einbrechen, um sich Nahrungsmittel zu verschaffen. Es besteht vorläufig keine Aussicht, daß man die Leute an Bord nehmen kann.

Weitere Sturmwolken ziehen sich zusammen und es ist zu gefährlich, sich der Landungsstelle zu nähern. Das Treibeis, das sich in großen Mengen aufstaut, macht irgend welche Landungsversuche unmöglich. Das Wasser ist ungefähr 400 Faden tief.

— **Washington, 25. Jan.** Im Weißen Haus wurde erklärt, daß die Administration bereit ist, Verhandlungen wegen der Handelsbilanz einzugehen, welche für das deutsche Reich ungünstig steht.

Die Frage wurde erörtert, als der deutsche Botschafter Dr. Luther beim Präsidenten vorsprach, um die amerikanischen Transferproteste, das sind die verkürzten Zinszahlungen auf deutsche Schuldverschreibungen, zu erörtern. Deutschland hatte den holländischen und schweizerischen Bondinhabern die Zinsen fast vollständig bezahlt.

— **Berlin, 25. Jan.** Der russische Fünfjahrplan hatte bekanntlich in den letzten Jahren zur Vergebung großer russischer Kontrakte, besonders an deutsche Firmen, geführt. Im Zusammenhang damit waren recht erhebliche russische Schuldverpflichtungen an Deutschland entstanden, die sich zu Anfang des Jahres 1933 noch auf 1,200,000,000 Mark beliefen. Im Laufe des jetzt vergangenen Jahres konnte diese Summe indessen auf rund 700,000,000 Mark verringert werden.

Eine besondere Erleichterung wurde von Deutschland dadurch gewährt, daß Deutschland Rußland 140,000,000 als Ueberbrückungskredit zur Verfügung stellte. Im neuen Jahre sind nun, laut „Osterpreß", einschließlich dieses Kredits und 50,000,000 Zinsen noch 685,-000,000 von Rußland zu leisten. Die Tilgung des Ueberbrückungskredits wird im Laufe dieses Jahres beginnen.

— **Tucson, Arizona, 26. Jan.** Der berüchtigste Banditenführer John L. Dillinger, der in den letzten Wochen den ganzen Mittelwesten in Aufregung hielt, ist mit drei Mitgliedern seiner Bande und drei Frauenzimmern hier verhaftet worden. In Dillingers Taschen wurden $9,175 gefunden, und in seinem Gepäck fanden sich $6,500. Insgesamt wurden den vier Banditen $27,000 abgenommen.

— **Havana, 24. Jan.** Kaum hatte Jefferson Caffery, der Botschafter der Ver. Staaten für Kuba, gestern Nachmittag der kubanischen Regierung die offizielle Mitteilung von der Anerkennung Kubas durch den Präsidenten Roosevelt zukommen lassen, als ein Freudentaumel und Jubel sondergleichen — mit Feuerwerk, Freudenschüssen und Sirenengeheul von den Kriegsschiffen und Fabriken ausbrach. In den Jubel mischte sich das gegenseitige Salutschießen des amerikanischen Kriegsschiffes Wyoming und der Strandbatterien.

— **Ottawa.** — In einem Bericht vom statistischen Büro der Dominion wird der Weizenertrag Canadas für das Erntejahr 1933 mit 269,729,-000 Buschels angegeben.

— **Singapur.** Die andauernde strikte Geheimhaltung über die Konferenzen der britischen Admiräle an Bord des Kreuzers Kent hat in Holländisch-Ostindien die wildesten Gerüchte veranlaßt. Das mildeste geht dahin, daß England sofort mit dem Ausbau von Singapur zum zweiten Gibraltar der Welt beginnen werde.

Die Konferenz wurde heute auf dem scharf überwachten Kreuzer fortgesetzt, und über deren Ergebnisse wurde striktes Schweigen bewahrt. Eine Anzahl hervorragender Flotten- und Heeresoffiziere wurde zu den Beratungen zugezogen.

Zweifelsohne kamen die Probleme der für das nächste Jahr angesetzten Welt-Flottenkonferenz heute vor den britischen Admirälen zur Besprechung, Fragen, die sich von größerer Schwierigkeit als die gegenwärtig auf dem toten Punkt angelangte Abrüstungskonferenz in Genf erweisen dürfte.

— **New York. „Welfare Island",** das grünberaste Stück Land, das sich anderthalb Meilen weit im East River erstreckt, hat sich als das korrupteste Gefängnis in den Ver. Staaten herausgestellt. Mit einer Abteilung von erfahrenen Dedektiven hat der neue städtische Korrektionskommissar Austin H. McCormick eine Razzia auf diese „Wohlfahrtsinsel" unternommen. Jedes Eckchen wurde gründlich untersucht. Dabei stellten sich haarsträubende Zustände heraus.

Gangster führten hier das Regiment. Die Gefängnisbeamten waren nichts weiter als die Knechte und Untergebenen der Racketeers und Verbrecher. Rauschgiftschmuggel und Alkoholschiebungen blühten.

Für den Schmuggel mit Rauschgiften hatte man 300 abgerichtete Brieftauben, und viele der Sträflinge waren mit gefährlichen Waffen versehen. Die Razzia war nicht ungefährlich. Die 1,600 Sträflinge brüllten und heulten und warfen mit Eisenstücken, Steinen, Schuhen, Knüppeln und Milchflaschen nach d. Beamten. Kommissar McCormick ging jedoch rasch und gründlich vor. Jeder Sträfling wurde eingesperrt, und als der Abend hereinbrach, herrschte auf der „Wohlfahrtsinsel" eine Art Belagerungszustand. Der Warden Joseph A. McCann war seines Amtes entsetzt, und sein Gehilfe Daniel F. Sheehan stand unter Arrest in seinem Zimmer.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 8000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten. Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

— Auch in Frankreich, das so lange Zeit hindurch von der Weltkrise verschont geblieben war, ist die Arbeitslosigkeit allmählich immer drohender gewachsen. Unter diesem Druck wurde bereits unter Tardieu ein großzügiges Arbeitsprogramm entworfen, das den Bau von Straßen, Brücken, Wasserstraßen, Schulen u.s.w. vorsieht. Ein Teil der Arbeiten ist in den vergangenen Monaten bereits genehmigt worden. Im Rahmen dieses Programms befindet sich auch ein Projekt, das die stärkste Beachtung verdient, das es die Interessen fast aller europäischen Länder berührt und insbesondere für die Abrüstungsverhandlungen von größter Wichtigkeit ist. Es handelt sich hier um die Ausführung eines Planes, der in Frankreich, man kann sagen, bereits seit Jahrhunderten besteht, aber aus mannigfachen Gründen der Verwirklichung niemals so nahe war wie heute. Danach soll der Atlantische Ocean mit dem Mittelmeer durch einen Kanal verbunden werden, den nicht nur die größten Passagierschiffe, sondern auch Kriegsschiffe und U-Boote aller Größenklassen passieren können.

Die Kühnheit dieses Projekts ist schon aus wenigen Angaben zu erkennen: Der Kanal, der rund 450 Kilometer lang sein wird, muß über eine Höhe von 150 Meter über den Meeresspiegel hinweggeführt werden! Zum Vergleich sei darauf hingewiesen, daß der bisher einzige Seekanal, der sich über das Meeresniveau erhebt, der Panamakanal ist, der aber im höchsten Punkte nur 26 Meter erreicht. An der Wesseroberfläche soll der neue Kanal 150 Meter und an d. Sohle 50 Meter breit sein; um auch den größten Schiffen die Durchfahrt zu ermöglichen, ist eine Wassertiefe von 14 Meter vorgesehen. Aus diesen Zahlen läßt sich berechnen, daß bis zur Vollendung des Baues rund 1 Billion Kubikmeter Erdmassen fortbewegt werden müssen — selbst für unsere heutigen technischen Begriffe noch eine ungeheure Aufgabe.

Eine Wasserverbindung zwischen den beiden Meeren gibt es bereits seit etwa 250 Jahren. Es ist der „Canal du midi" oder auch Languedoc-Kanal genannt, dessen Ausmaße u. technische Einrichtungen allerdings so kümmerlich sind, daß es praktisch zur Bedeutungslosigkeit verurteilt ist. Er wurde unter Ludwig XIV. von 1666 bis 1680 erbaut.

— **In Northampton, Massachusetts,** beging die Witwe des Präsidenten Coolidge ihren 55. Geburtstag.